21. HEFT. 20. MAI. 1909.

Volkswirtschaft und Weltfrieden.

Von

Karl Jentsch.

II.

Novicow unterscheidet drei Kategorien solcher Reichtumsstrebungen, die aus einem falschen Begriff des Reichtums hervorgehen: den Banditismus, den Sozialismus und den Etatismus. Zum ersten, den er auch das Raubsystem nennt, rechnet er u. a. die Eroberungskriege, und auf diese bezieht sich die andre der beiden Bemerkungen, von denen ich sagte, daß sie ihrer Wahrheit und Wichtigkeit wegen hervorgehoben zu werden verdienten: die politische Organisation der Menschheit sei durch die Herstellung eines die Weltpolizei übenden Staatensystems schon so weit vorgeschritten, daß das Ende dieser Art des Raubes gekommen scheine. Der Gedanke ist nicht neu; die Friedensbewegung fußt auf ihm, und der Uebersetzer des Buches von Novicow, Alfred H. Fried, der Herausgeber der Friedenswarte, erörtert ihn in seiner beachtenswerten Schrift: „Die Grundlagen des revolutionären Pazifisums.“ Mit revolutionär meint er natürlich nicht gewalttätig — die größten und folgenschwersten Revolutionen der Weltgeschichte seien ja unblutig verlaufen — sondern daß die Bewegung auf eine völlige Neuordnung abziele.

„Die Ursachen der Kriege liegen in der Anarchie der internationalen Beziehungen, die notgedrungen die Gewalt als Regulator fordert. Der Reformpazifismus wendet sich nicht gegen die internationale Anarchie; er läßt das Prinzip bestehen, sucht nicht die Quelle der Gewalt zu verstopfen, bemüht sich nur, eine üble Folge dieses Prinzips, seine Erscheinungsform als Krieg zu beseitigen. Da eine Be-

seitigung der Wirkung ohne direkte Beeinflussung der Ursache nicht möglich ist, so geht er Kompromisse ein. Er sucht die üble Wirkung nach Möglichkeit hinauszuschieben, ihre Erscheinung für den Fall des Eintritts zu mildern.“ Der revolutionäre Pazifismus hingegen will das Völkerleben auf eine neue Grundlage stellen. Nicht die Konflikte, nicht den Kampf will er beseitigen, denn leben heißt kämpfen, aber nach Beseitigung der Anarchie werden die Konflikte „den Geist der Ordnung, des Normalen, der Vernunft in sich tragen und werden darum nicht mehr durch tierische Gewaltanwendung, sondern nach den Grundsätzen der Vernunft — durch das Recht — zu lösen sein.“

Nun erhebt sich aus der Anarchie schon ganz deutlich sichtbar die neue Ordnung, die vernünftige Organisation des Menschengeschlechts. „Ein isolierter Staat ist nicht mehr denkbar. Alle Staaten sind von einander abhängig, auf einander angewiesen. Die Wirtschaft, die Wissenschaft und das Empfinden greifen über alle Grenzen hinweg ineinander . . . . Wir haben nichts zu erschaffen, wir haben die Welt nicht zu organisieren. Wir haben lediglich die Erkenntnis dafür wachzurufen, daß sich die Welt organisiert . . . . Unsere Aufgabe besteht in erster Linie nur darin, das Sehvermögen unserer Zeitgenossen zu schärfen. Sie sollen den Gang der Entwicklung erkennen lernen, damit sie ihre Handlungen danach einrichten . . . . Der Pazifismus ist also im Grunde genommen nichts anderes als ein Problem der geistigen Optik.“

Dasselbe habe ich mit anderen Worten schon wiederholt gesagt. Ich teile nicht den Optimismus, von dem die Pazifisten beseelt zu sein schienen. Ich erwarte nicht, daß auf der Erde je einmal ein Reich des Friedens, ein Paradies der Glückseligkeit erstehen werde. Wir Deutschen leben seit 39 Jahren im Frieden, aber die mit giftigen Zungen und vergifteten Federn geführten Kämpfe, die unaufhörlich toben, sind wahrlich nicht schöner als ein ehrlicher Krieg mit blanker Waffe; auch schmerzen die körperlichen Leiden, die das soziale Elend erzeugt, nicht weniger als die von der Waffe geschlagenen Wunden. Endlich halte ich es für möglich, daß in einer fernen Zukunft der blutige Krieg um das Futter und die Futterplätze noch einmal, und zwar wilder als je zuvor entbrennt. Aber in der Darstellung der gegenwärtigen Lage haben Novicow und Fried vollkommen recht. Was ich selbst darüber an verschiedenen Orten gesagt habe, will ich hier kurz zusammenfassen.

Der Fortschritt der Technik hat die Organisation von Großstaaten ermöglicht, die nicht mehr schlotterige Reiche, sondern festgefügte Gemeinwesen sind. Errichtet werden konnten sie nicht ohne blutige Kriege, aber nachdem sie vollendet sind, haben sie den zahllosen kleinen Kriegen: den Räubereien, den Krawallen im Innern der Städte, den Fehden zwischen Städten, Rittern und kleinen Fürsten, den Bauernaufständen ein Ende gemacht. Im modernen Staate ist eine blutige Revolution so gut wie unmöglich; mit den Hilfsmitteln der heutigen Verkehrs-, Nachrichten- und Waffentechnik kann die Regierung, wenn sie nicht ganz jämmerlich ist, jeden Versuch eines Auf-

stands im Keime ersticken. Die Möglichkeit blutiger Zusammenstöße ist an die Grenzen der Großstaaten gerückt, und auch hier — ich spreche nur von Europa — beginnt sie zu schwinden. Zunächst fehlen Anlässe. Die Länder sind heute keine Landgüter mehr wie in früheren Zeiten, wo sie der Besitzer, Fürst oder König genannt, durch Kauf, Tausch, Erbschaft oder Eroberung zu vergrößern strebte. Fünf europäische Großstaaten sind Nationalstaaten, empfinden den fremdsprachigen Bürger als eine unbequeme Last, und keiner von ihnen beneidet den sechsten, der aus Nationalitätensplittern zusammengeflickt ist. Der letzte große europäische Krieg (Rußland und die Türkei gehören nicht zu Europa) entsprang aus der auf dynastischen Traditionen beruhenden Einbildung der Franzosen, daß sie die Gebieter Europas seien, und daß ohne ihre Erlaubnis die Deutschen weder einen Nationalstaat gründen noch den Spaniern einen König liefern dürften. Von dieser Einbildung sind sie gründlich kuriert worden. Ihr Revanchegeschrei war nur die Maske, hinter der sich ihre Furcht vor den schrecklichen Preußen verbarg, und jetzt, nach einer langen Periode der Militär- und Marineleitung durch Zivilisten, und bei dem neuerdings aller Welt offenbar gewordenen Zustande ihrer Wehrmacht, wissen ihre Maßgebenden ganz genau, daß ein Marsch nach Berlin erst recht in einen Transport nach deutschen Festungen umschlagen würde, und sie werden sich hüten, den Krieg zu erklären, bloß pour se faire saigner à blanc und sich selbst und ihren Söhnen Augen, Arme und Beine aus- und abschießen zu lassen; als noch gedungene oder gepreßte arme Tröpfe die Opfer waren, lag die Sache anders. Der Ehrenpunkt? Für den gilt zunächst das eben Gesagte, und außerdem: um einer vom Pöbel beschimpften Fahne willen opfert man nicht zehn Milliarden und reißt man nicht zwei Millionen Staatsbürger aus der Produktionstätigkeit heraus. Das unberechenbare Risiko des modernen Krieges ist eines der kräftigsten Vorbeugungsmittel. Der moderne Krieg ist kein ritterliches Duell, in dem ein paar tausend Helden ihre eigene Haut und die ihrer Gäule zu Markte tragen, sondern ein ungeheures, die ganze Volkswirtschaft in Anspruch nehmendes und mit Riesenmaschinen betriebenes Unternehmen. Dabei schlucken zwar die Geldleute schöne Provisionen, aber wegen der drohenden Ueberschuldung der beteiligten Staaten mit so hohem Risiko, daß ihnen die auch nicht kleinen Gewinne, die der bewaffnete Frieden abwirft, viel lieber sind. Das Diktum einer verflossenen Madame Rotschild: es wird kein Krieg, mein Mann gibt das Geld dazu nicht her, kann sich heut ein internationaler Konzern von Damen zu eigen machen.

Als Akteure in dem von gemeinschädlichen Sensationsspekulanten ausgemalten Zukunftskriege bleiben nach dem über Frankreich Gesagten nur Deutschland und England übrig, aber gerade diese beiden sind durch die wirtschaftliche Verflechtung, die heute alle Völker aneinanderkettet, unlöslicher verbunden als irgendwelche andere Staaten. Die Handelskonkurrenz als Kriegsursache ist ein Anachronismus, eine Phantasie, die den Zuständen einer vollkommen abgelaufenen Periode entstammt. Der Auslandshandel ist, wie ich S. 75 ff. des bei Emil

Felber in Berlin erschienenen Büchleins „Die Zukunft des deutschen Volkes“ gezeigt habe, bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts Raubhandel gewesen, und Kriegsschiffe waren sein Instrument. Jetzt ist er das, was Adam Smith prophetisch in ihm sah, aber nicht erlebte: ein friedlicher Austausch der eigentümlichen Erzeugnisse der verschiedenen Länder, der alle daran Teilnehmenden gleichmäßig bereichert. Wenn ehedem die Holländer und die Engländer spanische und portugiesische Silber- und Gewürzflotten kaperten, wenn sie die Kolonien jener eroberten, um an Stelle der Vorbesitzer den Handel mit Tropenerzeugnissen zu monopolisieren, so war das die wohlfeilste Manier, in den Besitz wertvoller Güter zu gelangen. Dagegen wäre es der Gipfel lächerlicher Dummheit, deutsche Pianos mit Dreadnoughts erbeuten zu wollen, die England viel wohlfeiler haben kann, wenn es sie kauft, und die ihm unsere Fabrikanten mit Vergnügen verkaufen. Der Schutz des Handels durch Kriegsschiffe ist nichts als eine gedankenlose Phrase, die heute keinen Sinn mehr hat. Geschäftsleute, die gegenseitig gute Kunden für einander sind — John Bull ist durch und durch Geschäftsmann, und Mutter Germania gleicht heute weit mehr einer Handelsfrau als der Pallas Athene — sollten ihr Geschäft dadurch zu heben suchen, daß sie mit Knüppeln über einander herfallen? Im Jahre 1900 hat Großbritannien in Deutschland für 841, Deutschland in Großbritannien für 912 Millionen Waren abgesetzt, und diese Zahlen wachsen beständig. Seit zehn Jahren bildet die Tatsache, daß England der beste Kunde Deutschlands, Deutschland der beste Kunde Englands ist, die natürliche Grundlage ihrer beiderseitigen Beziehungen und hätte als solche allgemein bekannt sein und öffentlich anerkannt werden müssen. Zeitungsgeschwätz hat sie verdeckt, bis endlich, endlich! in den letzten Monaten einige britische Staatsmänner, der General Graf Schlieffen und am 30. März auch Fürst Bülow im Reichstage diese politisch wichtigste aller Tatsachen ausgesprochen haben. Englands Furcht ist leicht zu erklären. Weil, wie gesagt, der Schutz des Handels durch Kriegsschiffe nicht mehr dieselbe Bedeutung hat wie in früheren Zeiten, mußte die durch das Wort von Deutschlands Zukunft auf dem Wasser entfesselte stürmische Flottenbegeisterung in den Engländern die Furcht vor einem deutschen Ueberfall, wie unsinnig und zwecklos ein solcher auch sein würde, oder vor einer Einschließung ihrer Insel wach rufen. Jeder Deutsche hat sich doch vom ersten Beginn dieser Komödie der Irrungen sagen müssen, was Sir Edward Grey am 30. März im Parlamente gesagt hat: „Es ist kein Vergleich zu ziehen zwischen der Bedeutung der deutschen Flotte für Deutschland und der Bedeutung unserer Flotte für uns. Was für uns unsere Flotte ist, ist für Deutschland sein Heer. Für Deutschland bedeutet eine starke Flotte die Vermehrung seines Prestiges, seines diplomatischen Einflusses und seiner Kraft, seinen Handel zu schützen. Sie ist aber nicht eine Frage von Leben und Tod, wie unsere Flotte für uns.“ Warum ist sie eine Frage von Leben und Tod? Das hat Sir Edward nicht gesagt; das wagt kein Engländer offen auszusprechen; aber jeder Engländer weiß es; es ist das, was ihn mit heilloser Angst

erfüllt, was ihn nervös macht und ihm beinahe die Besinnung raubt, wenn er von Vergrößerungen der deutschen Flotte hört: England ist das einzige Land der Welt, das durch eine überlegene Flotte ausgehungert werden kann; bezieht es doch vier Fünftel seines Brotkorns von jenseits des Meeres. Einige Kriegsschiffe brauchen wir natürlich — zu entscheiden, wie viele, maße ich mir, als Unsachverständiger, nicht an — um süd- und mittelamerikanische Staaten zur Erfüllung ihrer Zahlungsverbindlichkeiten anzuhalten (obwohl Landeskundige behaupten, Bestechung der dort waltenden Hidalgos führe rascher und sicherer zum Ziele), um deutschen Untertanen zu Hilfe zu kommen, wenn sie in wilden Ländern bedroht werden, und um die Eingeborenen unserer Kolonien im Zaume zu halten; außerdem auch zum Küstenschutz. Denn obwohl man nach dem oben Dargelegten einen Krieg zwischen europäischen Großmächten eigentlich für unmöglich erklären muß, bleibt die Möglichkeit eines solchen bestehen, weil dem homo sapiens jede Verrücktheit zuzutrauen ist, und weil sich der Fall, daß ein ganzes Volk toll wird, bei unsern westlichen Nachbarn schon ein paarmal ereignet hat. Doch dürfte sich ein neuer Irrsinnsanfall schwerlich nach außen entladen, weil Ritter- und Priestertum, die Träger abenteuernder Ruhmbegier, gebrochen am Boden liegen, und das jetzt beginnende Ringen zwischen der Bourgeoisie und der antimilitaristischen Sozialdemokratie alle Kräfte des Volkes in Anspruch nimmt.

* * *

Wegen der Kolonien endlich werden die Großmächte einander nicht in die Haare geraten, wenn man sich deren Zweck klar macht. Freies Land für Ansiedlerkolonien gibt es nicht mehr. Europäer können sich nur noch in schwachbevölkerten Gegenden von Ländern dauernd niederlassen, die längst ihre Herren haben. Es handelt sich also bei Koloniengründungen nur noch um vorübergehenden Aufenthalt zur Verwertung von Bodenschätzen und Arbeitskräften. Die Völker Europas bedürfen der Bodenschätze der tropischen und subtropischen Länder, und da deren Bewohner unfähig sind, sie in ausreichendem Maße zu heben, müssen sie von den Europäern in Vormundschaft genommen und zur Hebungsarbeit herangezogen werden. Die Sache liegt aber nicht so, daß die Tropenprodukte nur dem Lande zuflössen, das den Gewinnungsort als politisches Eigentum besitzt; der Welthandel verbreitet sie überall hin, und Deutsche haben bis jetzt weit größere Reichtümer aus Südamerika, aus China, aus englischen Kolonien gezogen, als aus den deutschen Kolonien. In den englischen Kolonien gilt der Grundsatz der offenen Tür, der sich mit der Zeit überall durchsetzen wird. Der politische Besitz eines exotischen Landes ist weit mehr eine Last als ein Vorteil. Er zwingt, dieses Land zu verteidigen, darin Straßen und Eisenbahnen zu bauen, die Eingeborenen in Zucht zu nehmen, Polizei zu üben, für Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu sorgen. Die Früchte dieser Tätigkeit aber kommen der ganzen

Menschheit zugute, zunächst allen, die darin Handel treiben und Pflanzungen oder andere Unternehmungen anlegen. Machen sich die Nationen das klar, so wird die Verwaltung der von Halb- und Ganzbarbaren bewohnten Länder nicht mehr als ein zu erstrebender vorteilhafter Besitz aufgefaßt werden, sondern als ein nobile officium, dem sich ein ehrliebendes Kulturvolk nicht entzieht, zu dem es sich aber nicht drängt, und um das es sich nicht mit anderen Nationen balgt. Da die Erde im Verhältnis zur wachsenden Bewohnerzahl immer kleiner wird, handelt es sich bei der Versorgung mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen, die mehr und mehr ein Gegenstand internationaler Erwägungen werden muß, keineswegs bloß um tropische und subtropische Erzeugnisse, sondern auch um Getreide, Vieh, Holz, Kohle, Pelztiere, Tranlieferanten, Seevögel; Güter, die teils mit Vernichtung bedroht sind, teils nicht in den Mengen gewonnen werden, die der steigende Bedarf fordert, und die bei rationeller Wirtschaft erzielt werden können. Darum hat sich die internationale Fürsorge auch über die gemäßigten und die arktischen Zonen zu erstrecken. Bekanntlich hat Roosevelt die Organisierung dieser Fürsorge angeregt.

Eine Schwierigkeit wird dieser Organisation aus der Frage erwachsen, wie der Areopag der christlichen Großmächte solche Staaten zu behandeln habe, die den Anspruch auf volle Souveränität erheben, obwohl sie nur Barbarenstaaten sind. An diesem Punkte liegt noch eine Kriegsgefahr, wenigstens die Gefahr einer Notwendigkeit gelegentlicher militärischer Aktionen. Die Kriegsgefahr, äußerte vor einigen Jahren ein englischer Staatsmann (Lord Salisbury, wenn ich nicht irre) lauert heute nur noch dort, wo die Zivilisation an die Barbarei grenzt. Meiner Ueberzeugung nach gehört nicht bloß die Türkei, sondern auch Rußland zu den Barbarenstaaten, die über kurz oder lang werden in Pflegschaft genommen werden müssen, und wenn, was das natürlichste ist, die Nachbarn, Deutschland und Oesterreich, mit dieser Pflegschaft betraut werden, so bedeutet diese Arbeitteilung, bei der den Westmächten die überseeischen Gebiete zufallen (was für Deutschland den Besitz einiger Kolonien nicht ausschließt) eine weitere Friedensbürgschaft. Dieser Schluß meiner Gedankenreihe wird heute allgemein abgelehnt. Vor 50 Jahren würde das nicht der Fall gewesen sein, und in Zukunft wird der Deutsche wahrscheinlich die Blicke wieder mehr ost- und südostwärts richten als über die See. Die jüngste Orientkrise (deren Verlauf übrigens meine hier dargelegte Auffassung bestätigt; in dem Lärm des vergangenen Winters habe ich nicht einen Augenblick an die Kriegsgefahr geglaubt) hat eine neue Periode der europäischen Politik eingeleitet.

Stil oder Mode.

Von

Dr. Curt Glaser.

Die Begriffe von Stil und Mode gehen vielfach ineinander über und sind nicht leicht reinlich voneinander zu trennen. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch findet man das Wort Mode gleichbedeutend mit Kleidermode verwendet. Soll aber das rasch Wechselnde und unwesentlich Oberflächliche der Kleidermode auf andere Gebiete übertragen werden, so spricht man wohl auch in verächtlichem Sinne von einem Stil als bloßer Mode. Und umgekehrt wird man ebenso berechtigt sein, einer Kleidermode, in der das wesentliche und allgemeine künstlerische Empfinden einer Zeit sich spiegelt, den Namen des Stils zuzuerkennen. Will man andererseits anerkennen, daß das, was im weitesten Sinne der Stil einer Zeit heißt, in jeder ihrer Aeußerungen gleichermaßen sich aussprechen muß, so bleiben für die im allgemeinen rascher wechselnden Formen der Mode nur leichte und das Wesen des Stiles nicht betreffende Schwankungen an dessen Oberfläche bestehen, und man wird das Wesenhafte des Stiles erst gefunden haben, wenn man auf den bleibenden Grund gestoßen ist, auf dem alle solche Bewegungen sich vollziehen. Je strenger und einheitlicher wiederum der Stil einer Zeit ist, um so weniger Raum wird naturgemäß für derartige Schwankungen bleiben, um so enger wird sich alles bis hinab zur Kleidermode den einheitlichen Aeußerungen eines Stilwillens einordnen.

Ein charakteristisches Beispiel für eine solche Zeit war die Wende von Mittelalter und Neuzeit, die Zeit der Herrschaft Kaiser Maximilians, als sich in deutschen Landen der größte und folgenreichste Stilwandel vollzog, der neuzeitliche Geist der Renaissance die mittelalterlichen Formen der Gotik ablöste. Es war die künstlerisch fruchtbarste Zeit, die Deutschland noch erlebt hat, die Zeit der Dürer, Holbein, Grünewald, und ein starker künstlerischer Wille beherrschte jede Aeußerung der Kultur. Damals machte auch die Mode der Kleidung den allgemeinen Wandel des Geschmacks in typischer Weise mit. Das langfließende Gewand der Gotik, das von den abwärts gerichteten Schultern bis zum Boden in einheitlich geschwungener Kurve sich senkte, ward verdrängt durch eine neue Tracht, die überall energisch die Teilungen des Körpers betonte, die Breite der Schultern durch weit gebauschte Aermel und die Ausladung der Hüften durch die schwellende Fülle des Rockes, ja noch die Teilung des Armes im Ellbogengelenk durch eine kleinere Puffe bezeichnete. Nicht plötzlich vollzog sich der Wandel, sondern langsam bereitete sich das Neue vor, um endlich etwa im zweiten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts in der Pracht voller Reife der Entwicklung dazustehen. So wie in der Baukunst der lang aufstrebende Pfeiler der Gotik der gegliederten Säule der Renaissance weichen mußte, wie die Neuzeit die horizontalen

Teilungen und breit ausladenden Gesimse liebte, wie der bildende Künstler den menschlichen Körper nicht mehr in gotischem Linienschwung stilisierte, sondern die großen Teilungen und Hauptgelenke durch kräftige Cäsuren bezeichnete, so suchte nun auch die Kleidermode breite Fülle der Formen, gegliedert durch klare und einfach sprechende Teilungen.

Wenn heut von einer Saison zur anderen die Damenhüte Riesendimensionen annehmen, oder die Aermel bald eng anliegend, bald oben unförmig weit, bald nach unten trichterförmig, der Rock bald schmal, bald breit ist, so hat all das mit einem allgemeinen Stilempfinden nicht das mindeste mehr zu tun. Wenn trotzdem das jeweils Modische auch als das Schöne erscheint, so beweist dies nichts anderes als die Raschheit im Anpassungsvermögen des allgemeinen Geschmacks, und es muß schon Bedenken vor weiteren Folgerungen erregen, wenn man in Betracht zieht, daß der Geschmack des Verfertigers sich gewöhnlich nur für kurze Zeit mit dem des Trägers zu decken vermag, da die großen Werkstätten nicht für die Mode von heute, sondern für die Mode von morgen zu arbeiten gezwungen sind. Gerade dieser Zwiespalt ist vielleicht das bedenklichste Zeichen für die Gleichgültigkeit der lediglich von kaufmännischen Interessen diktierten, raschen Wandlungen der Mode. Daß in diesen willkürlichen Verschiebungen nicht ein tieferer Sinn liegt, nicht eine stilmäßige Notwendigkeit, braucht kaum erst bewiesen zu werden. Was demgegenüber andererseits etwa das Gemeinsame ausmacht und das für unsere Zeit in weiterem Umfang Charakteristische, das diese verschiedenen Aeußerungen miteinander verbindet, vermögen wir heut nicht zu übersehen. Aber wenn irgendwo, so könnte erst hier etwas liegen, das den Namen eines Stiles verdiente.

Was für die Mode unserer Tage gilt, das galt in gewissem Sinne ebenso für die rasch sich folgenden Stile in der Baukunst des letztvergangenen Jahrhunderts. Denn auch in diesen scheint das Wesentliche nicht so sehr der eben beliebte und nachgeahmte historische Stil der Vergangenheit zu sein als vielmehr die Tatsache der Nachahmung überhaupt auf der einen Seite, die charakteristische Art, wie das Ueberlieferte angesehen und abgewandelt wurde, auf der anderen. So beginnen wir heut schon das stilmäßig Gemeinsame in den Werken eines Schinkel zu empfinden, ob sie nun der einen oder anderen Mode sich anschließend den vermeintlichen Regeln der Gotik oder der Antike folgen, und so ist das in unserem Sinne Geschmacklose eines buntfarbigen Seidenstoffes aus der Zeit des französischen Bürgerkönigs, eines derben Ornamentes oder einer Zimmerwand in den neuen Räumen des Potsdamer Stadtschlosses, endlich die harte Formen- und Farbengebung gleichzeitiger Malerei eben das Zusammengehörige eines Stiles, den wir als Ganzes nun zu begreifen lernen.

Das Nachahmen früherer, schon dagewesener Formen, wie es dem neunzehnten Jahrhundert gewöhnlich zum Vorwurf gemacht wird, ist als solches noch nicht geeignet, ein Mißtrauen gegen die Originalität eines Stiles zu wecken, lebt doch die Renaissance im wesentlichen von

antikem Formengut, und gerade in Hinsicht auf diesen Charakter der Wiederverwendung antiker Formen kann man mit einigem Recht, wie neuerdings vorgeschlagen wird, den Namen für einen weit längeren Zeitraum von frühen romanischen Zeiten bis in die Herrschaft des Empire anwenden. Nur durch die Absicht einer unbedingt historisch treuen Nachahmung jüngerer Stile, die zudem durch eine allgemein erstarkte historische Bildung gestützt wird, unterscheidet sich das neunzehnte Jahrhundert von den vergangenen Epochen der sogenannten originalen Kunststile. Nicht aber in dem Grade der Originalität der Formen wird man das Kennzeichen eines Stiles im Gegensatz zur bloßen Mode zu suchen haben, sondern in der Universalität, mit der ein Stil die sämtlichen Lebensformen einer Zeit in sich begreift.

Stil ist das Unbewußte, das ohne individuelle Willenseinstellung Gewordene eines künstlerischen Werkes. Insofern kennt die Stilgeschichte nicht Namen und Persönlichkeiten, sondern nur die einer Zeit, einem Volke gemeinsamen Elemente. Und wo eine Persönlichkeit wie etwa die des Michelangelo am Eingang einer großen, neuen Stilepoche, des Barock, steht, da ist von dem Werden eines Stiles erst dort zu sprechen, wo sein persönliches künstlerisches Wollen sich einer ganzen Zeit aufgeprägt hat. Ob der italienische Barock überhaupt und wie er geworden wäre ohne Michelangelos Eingreifen, ist hier nicht die Frage, nur daß er erst in dem Augenblick ein Stil geworden ist, in dem er nicht mehr nur Ausdruck einer Persönlichkeit blieb.

Man kann von solchen Erwägungen aus eine Nutzanwendung ziehen auf die oft wiederholte Frage unserer Zeit, ob wir einem neuen Stil entgegengehen, ob ein neuer Stil sich gebildet hat. Daß nicht die Neuheit der Formen, die dafür gewöhnlich und allgemein ins Feld geführt wird, an sich schon den neuen Stil bedeutet, haben wir gesehen. Die Frage ist vielmehr, ob diese Formen sich als echter und einziger Ausdruck der Zeit selbst bewähren.

Die kunstgewerbliche Reformbewegung hing bislang zu sehr an den Namen der einzelnen Führer, um in diesem Sinne allgemein den Namen eines neuen Stiles beanspruchen zu dürfen. Der breite Untergrund der großen Massenproduktion war der alte geblieben, und nur daneben und losgetrennt vom allgemeinen Boden entstanden an Zahl verschwindend die neuen Werke der Van de Velde, Obrist, Pankok, Olbrich, Paul, Riemerschmid und einiger anderer. Etwas Neues war da, aber ob es nur eine vorübergehende Mode bleiben oder sich durchsetzen würde, ob das Neue zum neuen Stil werden sollte, das blieb die Frage. Es war eine Kunst für die Wenigen, ein neuer Geschmack, der sich mit vollem Bewußtsein dem allgemein geltenden entgegensetzte. Erst nach Ablauf der ersten Entwicklungsjahre traten allmählich leichte Verschiebungen ein. Die Luxusfirmen, die sich zuerst der neuen Bewegung angeschlossen hatten, fielen allmählich wieder ab. Dafür traten ein paar größere und billiger arbeitende Fabriken ein. Was zuerst nur eine letzte Mode für die Reichsten gewesen, wurde nun zum praktisch verwendbaren Hausrat für den Gebrauch des Mittelstandes. Aber ging damit auch die Fabrikation wohl schon etwas in die Breite,

so blieb sie doch noch immer der Ausnahmefall, und immer blieben es die Namen derselben kleinen Zahl entwerfender Künstler, die mit den neuen Formen verknüpft waren. Wo diese Künstler zufällig ihre Werkstatt aufschlugen, hatte auch der neue Stil seine Heimat. So war das seltsame Experiment möglich, mit seinen Hauptträgern den Stil an einen beliebigen Ort zu verpflanzen. In Darmstadt kam auf solche Weise die erste, große, gemeinsame Kundgebung in dem „Dokument deutscher Kunst" zustande. Aber die hessische Landesausstellung des vergangenen Sommers, die nun, nachdem Jahre verflossen waren, die Versprechungen jener ersten Ausstellung einlösen sollte, hielt keine von ihnen. Der künstlich aufgepfropfte Stil war nicht in der Kunst des Landes aufgegangen.

Die hessische Landesausstellung war nur eine des an kunstgewerblichen Veranstaltungen so reichen Sommers. In Wien gab es eine Kunstschau. Und hier schien etwas wie ein nationaler Stil, etwas nicht der Einzelpersönlichkeit, sondern dem künstlerischen Milieu Angehöriges sich anzukündigen. Nicht wie in Darmstadt das zufällige Beieinander von zugewanderten Fremden und in der Fremde lebenden Landeskindern, die nichts verbindet als irgendeine Zugehörigkeit zum Boden, sondern ein gemeinsames Wollen, das alle eint. Aber kommt man von der Kunstschau, glaubt man dort das neue Wien erfaßt zu haben, und kehrt zurück in das Wien, wie es wirklich ist, so findet man ein anderes. Nichts von der pretiösen Formenstrenge der Hofmann und Moser, dafür ein gemütliches Sichgehenlassen in der hergebrachten Eleganz. Auch hier ist der neue Stil nur die eigenwillige Mode einer eng umgrenzten Künstlergruppe.

Demgegenüber bedeutete die Münchener Ausstellung etwas durchaus Neues und Eigenes. Es war die Ausstellung einer Stadt. Nicht eine Gruppe von Künstlern, sondern die Stadt selbst war die Ausstellerin, und doch oder gerade darum war das, was da zustande kam, das Dokument einer zusammenhängenden und einheitlichen künstlerischen Kultur. Es war nicht so sehr die Menge der kunstgewerblichen Leistungen, obwohl auch die ungewöhnlich große Zahl sehr ins Gewicht fällt, sondern es war der einheitliche Geist in allen Darbietungen, der den großen Eindruck bedingte. Hier waren zum ersten Male nicht mehr die Künstlernamen überall das Wesentliche, sondern auch das Namenlose war vom gleichen Charakter und Wert. Der Handwerker selbst hat ein Gefühl für die neuen Formen. Er arbeitet nicht mehr nach den alten Schablonen, die er nur preisgibt, so lange ihn der zähe Wille eines entwerfenden Künstlers in seine Bahnen zwingt, sondern die neuen Formen sind ihm die natürlichen geworden. Und neben dem Fertigen war das erst Werdende zu sehen, die große Zahl von Schulen, in denen eine heranwachsende Generation in dem Geiste einer neuen Kunst auferzogen wird, in denen die Lehrlinge und Schüler Entwürfe anfertigen, die wohl in Wettbewerb treten können mit solchen, die wir bisher nur mit der Marke eines bekannten Künstlers zu sehen gewöhnt waren.

Hier zum ersten Male hat das neue Kunstgewerbe seinen An-

spruch auf den Namen eines Stiles in Wahrheit dargetan, und München hat seinen alten Ruf als deutsche Kunststadt glänzend gerechtfertigt. Auch wo einst die große Gefahr für Münchens künstlerische Entwicklung gelegen, die zu dem berüchtigten, aber zu seiner Zeit berechtigten Wort vom Niedergang Münchens als Kunststadt geführt hatte, konnte man in den Räumen Seidls noch deutlich empfinden, in diesen Räumen, die eine Fortsetzung von Nationalmuseum und Künstlerhaus bedeuteten, und in denen der Geist Lenbachscher Halbkunst sein Wesen trieb. Aber dieses gleichsam eingesprengte Stück überwundener Kultur wirkte nur noch als Folie und Gegensatz, ein letzter Rest des endgültig zu Grabe getragenen, alten Stils.

Zu einer Leistung, wie sie diese Münchener Ausstellung darstellte, wäre keine andere deutsche Stadt heut imstande. Am wenigsten vielleicht Berlin, wo der neue Stil nach jahrelangen, oft erneuten Ansätzen noch immer im Stadium erster und stets wieder mißglückender Versuche geblieben ist. Die Zeit muß lehren, ob die Kolonisation von München aus, die mit Bruno Paul und den Filialen der vereinigten Werkstätten für Handwerkskunst versucht ist, zu besseren Zielen führen wird als die noch immer auf halbem Wege stehen gebliebenen Versuche von Firmen wie Keller und Reiner und Hohenzollernkaufhaus, Wertheim und Ball.

Aber nicht das ist heut mehr das Entscheidende, wie lange es dauern wird, bis an der oder jener Stelle der neue Stil festen Fuß gefaßt hat, daß er ein Stil geworden ist, ist das Ermutigende. Denn er hat eine Heimat, eine Stätte, von der er so leicht nicht verdrängt werden wird, — gehört doch ihm die Zukunft, die kommende Generation ist sein. Wie im einzelnen die Entwicklung verlaufen wird, kommt daneben nicht in Betracht. Aber das eine steht fest, daß Deutschland die Heimat des neuen Stiles ist. Mögen die Ausgangspunkte in England und Frankreich liegen, mag die erste Vermittlung einem Belgier zu danken sein, die Fortbildung und die Vertiefung der neuen Gedanken zu einem neuen Stil ist deutsches Werk, und wenn nicht alles trügt, wird man von dem Stile des zwanzigsten Jahrhunderts als von einem deutschen Stile reden dürfen.

In München hat der neue Stil festen Fuß gefaßt, hier hat er eine Heimat und sicheren Rückhalt und von hier wird er seinen Weg antreten können. Vorläufig gilt es noch, Deutschland selbst zu erobern, aber vielleicht ist die Zeit auch nicht mehr so fern, wo man so wie bei uns von Pariser Damenmode und englischer Herrenkleidung im Auslande von deutscher Handwerkskunst wird sprechen hören. Das hieße Weltpolitik und friedliche Eroberung. Und wird dieses Ziel erreicht, so ist es nicht dem geschäftigen Amerikanertum Groß-Berlins, sondern der stillen Arbeit des Münchener Handwerkes zu danken.

Das letzte Werk Joseph Maria Olbrichs.

Von

Robert Schwerdtfeger.

Seltsames und trauriges Mißgeschick traf den zukunftreichsten Zweig moderner Kunst. Zwar, um zu großer Kunst zu erwachsen, hat die Architektur nur wenige Stützen; aber drei Baumeister hoben sich über die weite, lenzgrüne Ebene moderner Baukunst. Nun riß in halber Jahresfrist die beiden jüngsten und lebendigsten aus vollem Schaffen der Tod.

Das ist ein böses Mißgeschick, dessen Tragweite wohl nur denen ganz begreiflich ist, die voll Unruhe bemerken, wie unsere Bauerei zwar die schroffen Spitzen verlassen hat, nun aber auch von der Höhe des Zeitgedankens herabglitt und mit lächerlicher Emsigkeit wiederum der historisierenden Verflachung zustrebt. Da ist es ein schwerer Verlust, wenn zwei von den drei besten, an die man Hoffnungen für eine reiche Zukunft getrost knüpfen konnte, für immer vom Werk gerufen werden.

Die drei, von denen ich spreche, sind Theodor Fischer in München, Alfred Messel in Berlin und Joseph Maria Olbrich in Darmstadt. Mancher freilich wird lächelnd diese Zusammenstellung ablehnen. Denn ist die Autorität der beiden ersten auch unbestritten, der Darmstädter steht für viele, und für Berufsgenossen besonders, erst in zweiter oder dritter Reihe, oder hat gar ganz im Hintertreffen zu bleiben. Der Name des Toten wartet noch auf Anerkennung, die dem Lebenden nur im engen Kreis reich zuteil wurde. Sind ihm die Zweifel an seiner Berufenheit doch nicht spärlich aufs Grab gelegt worden; und nun soll man ihn gar zu den Auserwählten zählen?

In Olbrichs künstlerischer Persönlichkeit wohl nicht am wenigsten lag der Grund, daß die allgemeine Anerkennung ihm bisher versagt blieb. Denn eigentlich ist das Große in ihm nie ganz frei geworden. Aus seinem Schaffen spricht überall eine jugendliche Unruhe und Unbändigkeit, ein Suchen und Proben, ein Auswählen und Verwerfen; das kontrastierte ein wenig mit seinem über die Drängejahre hinausgeschrittenen Alter; das legte eine leise Dissonanz in seine künstlerische Erscheinung und trug ihm so oft das Urteil der Unreife und von gehässigen oder stockigen Leuten gar der Unfähigkeit ein. Dennoch war seine Größe vielleicht gerade diese „Unfertigkeit". Mit starrköpfiger Konsequenz lehnte er alle Konzessionen an den positiven Nutzwert der Vergangenheit ab. Was er aufnahm, gab er nicht wieder wie etwa Messel oder Fischer, unaufgelöst, nur durch eine Persönlichkeit destilliert und neu bearbeitet. Er wollte es in vollster Bedeutung verdauen; es sollte sich in Schaffensenergie umsetzen, in Blut sozusagen, und als frisches Blut die Gehirnzellen beleben. Daher brauchte er lange Zeit, sich zu entwickeln. Wenn Messel, kühn auf seine Persönlichkeit vertrauend, einfach die fremde Form aus der Ver-

gangenheit hob, um sie in seine Schöpfung zu bannen, brütete Olbrich vielleicht lange über einer Idee, die möglicherweise einmal vor Jahrhunderten schon gewesen war, aber neu wie ein Wassertropfen, der durch den uralten Leib der Erde gefiltert ist, mühsam als Quell wieder ins Licht brach. So kommt es, daß Messel, daß Fischer positiv viel Fertigeres leisteten, weil sie sich mit Recht diesen langwierigen Prozeß des Neuformulierens ersparten. Olbrich aber war nun einmal auf sein Prinzip versessen; und es machte ihn froh, eine neue Form, einen neuen Schmuck, eine neue Kombination von Linien oder Farben erarbeitet zu haben. Er blieb daher in der Hauptsache Dekorateur, ein unendlich reicher Detaillierer. Der sonderbare, im Versuch abnorme und in der Praxis unfruchtbare Weg vom Detail in den Aufbau schien manchmal seinem Schaffen zugrunde zu liegen, ja schien fast möglich bei diesem Künstler, der ständig Ueberraschungen bereit hatte. Wie sein Formtalent sich an handwerklicher Kleinkunst bewährte, wie es später ein Möbel zu gestellen vermochte, in dem ohne weiteres der lange Weg der konstruktiven Schönheit mit dem der schmucklichen Gestaltung zugleich beschritten scheint, während die große Masse noch immer auf dem ersten schläfrig dahintrottelt, ist bewundernswert. Ich glaube, Möbel von Olbrich werden in späteren Zeiten der Gegenwart eine künstlerische Reife bezeugen, die sie noch gar nicht besitzt; manche sah ich, die auf einer Höhe stehn, zu der man unsere besten Möbelarchitekten in langsamer Entwicklung einmal emporklimmen zu sehn hofft. So seltsam war dieser schöpferische Geist hier vorausgeeilt und dort zurückgeblieben.

Nun hat man in Düsseldorf einen Warenhausbau der Firma Leonhard Tietz eröffnet, der das letzte Werk Olbrichs darstellt, um dessen Ausführung er sich leidenschaftlich bemühte, weil er seine Lebensaufgabe in diesem Riesenprojekt sah. Es war eine ideale Aufgabe, denn klein nur im Verhältnis war das Honorar; doch stand ihm die künstlerische Befriedigung höher als die materielle. Vielleicht auch ließ sein Ehrgeiz nicht zu, daß ein anderer Entwurf, dessen Minderwertigkeit er wohl erkennen mußte, an Stelle des seinen ausgeführt würde.

Mit seltener Freudigkeit steht man vor diesem Werk. Man fühlt, hier bedarf die Kritik keiner Zähmung, denn wenn sie das Mißlungene in zahllosen Beispielen zu häufen vermöchte, bliebe doch das Gute überwiegend. Fände sie an jeder Einzelheit zu tadeln, bliebe doch das Ganze groß; und wüßte sie auch das Gesamte als Resultat anzugreifen, so bliebe doch die Tat bestehn, die große und mutige Tat eines feurigen Wollens aus überreichem Geist.

Es ist leicht, Einwände sowohl wie Entschuldigungen für diesen Bau zu finden: Einwände in der Tatsache, daß Messel die Priorität des grundlegenden Gedankens zukommt, und daß Olbrich es sich leicht machen konnte, indem er, der die Vergangenheit verschmähte, eine Stütze und Anregung in der Gegenwart suchte; Entschuldigungen darin, daß der Künstler starb, als sein Werk erst im Rohbau stand, und daß er somit, wenn auch alle Zeichnungen bis in die größten Details fertig gewesen wären (was ich für ausgeschlossen halte), die wichtigste

Arbeit, die Uebertragung in das Material, nicht mehr sehn, überwachen und korrigieren konnte. — Daß Olbrich bewußt Messels Arbeit der seinen zur Grundlage machte, ist klar. Es erscheint charakteristisch für diesen mit allen Wurzeln in der Gegenwart haftenden Künstler: daß er die Vergangenheit als fertig übernehmbar zwar ablehnte, doch einem großen Zeitgenossen ohne Eitelkeit und Eigensinn auf seiner Spur folgte und so durch die Tat zeigte, daß er von ihm annehmen und lernen wollte. Mag er darin auch der Schüler geblieben sein, der den Meister vielleicht nicht einmal erreichte: was seine Schöpfung so stark macht, ist der tatsächliche Fortschritt über den Meister hinaus. Wohlverstanden nicht der Wert, sondern der Fortschritt; der Olbrichbau ist keine Wiederholung des Messelschen Warenhauses, sondern eine Weiterentwicklung; und zwar nicht in der Richtung des Prinzips (das ist wohl im Augenblick schwer noch möglich), sondern in der Ausgestaltung der schöpferischen Möglichkeiten. Mit anderen Worten: nicht den Warenhausbau hat er vervollkommnet, sondern die Fähigkeit der Architektur, mit eigenen Mitteln aus dem Elementaren den Reichtum zu entwickeln.

Denn das ist der überwältigende, kaum glaubhafte Eindruck des Baus: daß mit den Mitteln und Fähigkeiten unserer Gegenwart ein Monumental- und Prachtbau errichtet werden konnte, in dem die Vergangenheit, der Mittel und Fähigkeit doch entsprungen sind, überwunden scheint. Das ist eine unendliche Errungenschaft, die dem Unbefangenen vielleicht ganz unwichtig erscheint, aber ein so starkes Versprechen für die Zukunft unserer Architektur ist, daß man gern Unvollkommenes mit in den Kauf nimmt.

Das Gebäude steht mit dreifacher Straßenfront an bevorzugter Stelle Düsseldorfs. Während die Langseite an der engen Bazarstraße nicht in ein günstiges Gesichtsfeld zu bringen ist, liegen die beiden Querfassaden an der Alleestraße und der platzartigen Königsallee dem Blick vollkommen frei. Daher ist auf ihre Ausgestaltung auch die stärkste Betonung gelegt, so daß sie als Hauptfronten sich darstellen. Die gleiche Ausbildung beider Fassaden, die auf ein praktisch vielleicht übertriebenes Symmetriegefühl des Künstlers zurückzuführen ist, wäre bei der Größe des Gebäudes und bei der Unmöglichkeit, beide Fronten zu gleicher Zeit zu sehn, vielleicht unnötig gewesen; vielmehr hätte ein verschiedenes Schaubild weitere Möglichkeiten und größere Mannigfaltigkeit gegeben, ohne den einheitlichen Gesamteindruck zu beeinträchtigen. Dennoch wirkt die großzügige Symmetrie, die den streng achsialen Grundriß mit seinen drei quergelagerten Lichthöfen betont, imposant.

Während die Höhenwirkung der kräftig und doch fein profilierten Pfeiler nach der Mittelachse zu durch Balustraden an den Ecken, die die Vertikalen unterbrechen und ein zweifaches Zurücktreten der Wand bis an den Sims betonen, fein gesteigert wird, ist der Uebergang des Mittelteils zum Dach gar nicht gelungen. Man sieht, wenn man in die Achse tritt, daß der geometrische Aufriß schuld daran ist. Da fügen die vielfachen Formen von Kreis, Kuppel und ge-

schweiftem Giebel sich geschickt und ruhig übereinander, während in der perspektivischen Verschiebung ein beunruhigender und unharmonischer Wirrwarr von Motiven sich aufdrängt. Olbrich hat die Ausführung nicht mehr gesehn; er hätte sicherlich den Reißbrettirrtum berichtigt. Uebedingt aber möchte man die Schuld an der den Sims umziehenden schweren Fruchtgirlande, die sich an den zwei geschweiften Giebeln der Langseite hinaufzieht und in die architektonisch ganz unmöglichen Riesenmasken aus verschlungenen Frauenleibern endigt, von ihm abschieben. Diese Renaissancewurst und diese Verirrung aus der Jugendstilzeit hätte der fein empfindende Künstler, der wohl im Komplizierten, nie aber im groben Effekt stecken blieb, sicher nicht geduldet. Ueberhaupt erscheinen diese zwei Giebel, die wohl als Gegengewicht zu dem stark zurücktretenden Dach geplant wurden, ein störend unnötiges, auch praktisch zweckloses Anhängsel. Auch die giebelförmigen Ueberbauten der Portale, die, was besonders von innen unangenehm auffällt, die Fensterflächen unlogisch zerschneiden, wirken angestückelt, und man möchte ihre schönen Skulpturen, die der Düsseldorfer Bildhauer Knubel, ein aus dem Steinmetzhandwerk kommender Künstler, ausführte, harmonischer dem Bau eingefügt sehn.

Am meisten vermißt man im Innern, daß das Auge des Schöpfers sein Werk nicht bei der Ausführung überwachen konnte. Die hohen Pfeiler der Mittelhalle, die einen schweren Fries unter der schönen Glastonne tragen, der das Auge schmerzhaft nach oben ablenkt, waren, wie man mir sagte, ursprünglich aus schwarzem resp. dunklem Marmor geplant. So hätten sie den Reichtum der Schmuckmotive gestützt und getragen. Das jetzt verwendete Material, ein stark geflammter gelber Marmor bringt eine bedenkliche Unruhe und Haltlosigkeit in den Raum und nur, wenn man vom Eingang aus gegen das riesige Mittelfenster sieht, durch dessen weiße Verglasung ein mildes Licht wie Schleier den Raum durchzieht, ruht das Auge ungestört auf all der Pracht.

Wunderschön dagegen ist das breite, in kühlen Farben marmorgetäfelte Treppenhaus, in dem fast nur das edle Material die einfach vornehme Wirkung gibt. Im Teppichsaal, der vielleicht aus zwecklichen Gründen in der Anlage so sehr an Messels Vorbild erinnert, stören die gar zu großen Beleuchtungskörper (die auch in den Lichthöfen nicht gelungen scheinen), an denen überdies ein orientalischer Akzent auffällt. Die Ausbildung der Wände (delikate Handstickereien sind in die Holztäfelung eingelassen) gibt dem Raum ein bewußtes Gepräge kühler Repräsentation, wobei vielleicht nicht genug berücksichtigt worden ist, daß die warmen Farben der orientalischen Erzeugnisse, die hier zum Verkauf kommen, ein wenig brutal der kühlen Vornehmheit der Wanddekorationen gegenüberstehn.

Es ist bei Olbrich nicht verwunderlich, daß immer wieder die Schönheit feiner Einzelheiten den Blick auf sich lenkt. Da steht man vor Schmuckformen, denen man keine Vergangenheit ansieht, und die doch nicht das so lustig begrenzte und fast immer eine Unvollkommenheit bezeichnende Wort „modern“ verdienen. Es sind neue formliche Mög-

lichkeiten, von der Praxis überraschend bestätigt. Aber erst wenn man bedenkt, daß dieser ganze Riesenbau in jeder Einzelheit solche Möglichkeiten beweist, faßt und begreift man die ungeheure Leistung. Dies Gefühl des Reichtums läßt den Detaillierer, den Dekorateur Olbrich über den Architekten hinausragen, der doch, zwar in enger Anlehnung an einen Meister, in diesem Bauwerk den Beweis einer überraschenden Disziplin, der vornehmsten Eigenschaft des Architekten, gab, — wenn ich auch rein architektonisch den viel umstrittenen Darmstädter Hochzeitsturm als die stärkere Leistung ansehn möchte. — Wird man sich bewußt, daß dies das letzte Werk des Künstlers ist, über das hinauszuschreiten der Tod ihn verhinderte, begreift man, welche Erfüllungen uns versagt geblieben sind. So hinterläßt es ein Bedauern über verlorene Wünsche und Hoffnungen, und eine Traurigkeit über die Verschwendung der Natur, die ihre schönsten Früchte schwellen läßt, ohne ihnen die volle Reife zu gewähren. Neben der Trauer aber behauptet sich die helle Freude über die Tatsache dieses Bauwerks, das so herrliche Möglichkeiten zeigt. Ein Gefühl des Stolzes schwillt in dem auf, der nun erkannt hat, daß unsere Gegenwart doch nicht so arm ist, wie manche Vergangenheitapostel uns weismachen wollen.

Geigen.

Von

Arthur Silbergleit.

Wir sind wie leise, echozarte Geigen,
Die Abend singen und zur Ruhe gehn
Und die sich sanft verschwistern und verzweigen
In einem kinderinnigen Verstehn.

Du zitterst weh aus meinem tiefen Klange,
Ich flute bang aus deinem zagen Lied.
Wir sind wie Geigen, die des Mondes Spange
Als Sangesseelen zueinander zieht.

Und wenn wir ausgetönt und ausgeschwungen,
Führt Gott zu neuem Sang und neuem Reim
Uns, von der Mondesspange schlank umschlungen,
Zu der Musik der ersten Sterne heim.

JOSEPH M. OLBRICH

DAS KAUFHAUS TIETZ in DÜSSELDORF
/ Aussenansicht /

Aus dem 3. Sonderheft zur „Architektur des 20. Jhdts."
Verlag Ernst Wasmuth A.-G. Berlin.

JOSEPH M. OLBRICH

DAS KAUFHAUS TIETZ in DÜSSELDORF
/ Innenansicht /

Aus dem 3. Sonderheft zur „Architektur des 20. Jhdts."
Verlag Ernst Wasmuth A.-G. Berlin.

Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

Reginald (zu Leo): Glaubst du, daß ich dich besuche, wenn du Hotchkiß heiratest?

Hotchkiß: Ja hoffentlich. Sie werden doch nicht rachsüchtig sein, Rejjy. Uebrigens werden dann alle Vorteile, deren ich mich früher erfreute, auf Ihrer Seite sein. Sie werden der Besucher, die Ablösung, das neue Gesicht, die neuen Nachrichten, die hoffnungslose Neigung sein: ich werde nur „der Gatte" sein.

Reginald (rasend): Wer von euch will mir endlich einmal sagen, wie wir dazu kommen, immer über Hotchkiß zu sprechen, wo die Sache sich doch um Edith dreht? (Er geht aufgebracht durch die Küche zum Turm und zurück zu seinem Stuhl.

Frau Bridgenorth: Wer von euch will mir endlich einmal sagen, was aus der Welt werden soll, wenn niemand heiratet?

Sykes: Wer von euch will mir endlich einmal sagen, was ein rechtschaffner Mann und aufrichtiger Anglikaner einer Frau, die er liebt und die ihn liebt und die ihn nicht heiraten will, anbieten soll?

Leo: Wer von euch wird mir endlich einmal sagen, wie ich es einrichten soll, daß ich für Rejjy sorge, wenn ich St. John heirate? Rejjy darf keine andere heiraten, namentlich nicht diese widerliche ekelhafte Kreatur, die ihn bei Gericht so heimtückisch verleumdet hat.

Hotchkiß: Wir wollen den ersten englischen Ehevertrag aufsetzen.

Leo: Schämen Sie sich, Sinjon!

Der Bischof: Einer muß doch den Anfang machen, liebes Kind. Ich vermute sehr stark, daß er viel schlimmer sein wird als das bestehende Gesetz, und daß ihr alle vorziehen werdet, euch zu verheiraten, sobald er geschlossen sein wird. Wir können der Moralität daher keinen größeren Dienst erweisen, als wenn wir sofort versuchen, wie sich das neue System bewährt.

Lesbia (die Anwesenden plötzlich an ihre vergessene Gegenwart erinnernd, steht gedankenvoll im Torweg des Gartens: Ich habe nachgedacht.

Der Bischof (zu Hotchkiß): Es geht nichts darüber, Menschen zum Nachdenken zu bringen: ist Sinjon da?

Lesbia (kommt an den Tisch, an die linke Seite des Generals): Ein Weib hat kein Recht, die Mutterschaft zu verweigern. Das ist klar nach den Statistiken, die Sidney Webb in der Times gegeben hat.

Der General: Webb hat damit nichts zu schaffen. Es ist die Stimme der Natur.

Lesbia: Aber wenn sie eine englische Dame ist, hat sie das Recht und die Pflicht, ehrenhafte Bedingungen zu verlangen. Wenn wir uns über die Bedingungen einigen können, bin ich nicht abgeneigt, ein Bündnis mit Boxer einzugehen.

Der General springt auf die Füße, momentan verblüfft und sprachlos.

Edith (sich erhebend): Und ich mit Cecil.

Leo (sich erhebend): Und ich mit Rejjy und St. John.

Der General (bestürzt): Ein Bündnis! Meinen Sie eine — eine — eine —

Reginald: Sie meint bloß Bigamie, wenn ich sie recht verstehe.

Der General: Wie lange wirst du hier noch stehen, Alfred, und diesem Irrsin standhalten? Ist es ein schrecklicher Traum oder bin ich wach? Laßt uns im Namen des gesunden Menschenverstandes und der Gesundheit zum wirklichen Leben zurückkehren —

Collins kommt im Stadtratkleid durch den Turm herein. Die Damen stehen, setzen sich hastig wieder und sehen so unbefangen drein wie möglich.

Collins: Es tut mir leid, Sie drängen zu müssen, Eminenz; aber die Kirche ist seit einer Stunde voll und der Organist hat die ganze Hochzeitsmusik aus dem Lohengrin schon dreimal durchgespielt.

Der General: Das ist der Mann, den wir brauchen. Alfred: ich bin dieser Krise nicht gewachsen. Du bist ihr nicht gewachsen. Die Armee hat versagt. Die Kirche hat versagt. Ich werde mich aller sozialen Distinktionen begeben und an den Stadtrat appellieren.

Frau Bridgenorth: Tu das, Boxer. Er kriegt uns sicherlich aus dieser Schwierigkeit heraus.

Collins, ein wenig verlegen, kommt, höflich nach vorne zu Hotchkiß' Linken.

Hotchkiß (sich erhebend, die Kleider des Ratsherrn machen Eindruck auf ihn): Ich hatte noch nicht das Vergnügen. Wollen Sie mich vorstellen.

Collins (vertraulich): Es ist schon gut, mein Herr. Ich bin nur der Gemüsehändler, der das Hochzeitsfrühstück angerichtet hat. Stadtrat Collins, mein Herr, wenn ich in meinem Amtskleid bin.

Hotchkiß (verblüfft): Sehr erfreut. (Er setzt sich wieder.)

Der Bischof: Ich für meine Person schätze den Rat meines alten Freundes, den Herrn Stadtrat Collins, sehr hoch. Wenn Edith und Cecil es ihm erlauben.

Edith: Collins kennt mich seit meiner Kindheit: ich bin überzeugt, er stimmt mit mir überein.

Collins: Ja, Fräulein: Sie können in dieser Hinsicht auf mich zählen. Darf ich fragen, worin die Schwierigkeit besteht?

Edith: Das ist ganz einfach. Glauben Sie, daß ich mich unter der bestehenden Gesetzesform verheirate?

Sykes (sich erhebend, tritt an Collins linken Ellbogen): Ich frage Sie als vernünftigen Mann: ist es für Edith in irgendeiner Weise schlimmer als für mich?

Reginald (seinen Platz verlassend und sich zwischen Collins und Sykes drängend, der zu seinem Stuhl zurückgeht): Das ist nicht die Hauptsache. Sie müssen das wissen, Herr Collins. Es ist nicht der Mann, der den Rückzug antritt: sondern die Frau. (Er stellt sich am Kamin hin.)

Lesbia: Das geben wir nicht zu, Collins. Die Frauen sind vollständig bereit, ein vernünftiges Uebereinkommen zu treffen.

Leo: Mit beiden Männern.

Der General: Der Fall liegt Ihnen jetzt vor, Herr Collins. Und ich frage Sie wie ein Mann den andern: haben Sie schon jemals solchen verrückten Unsinn gehört?

Frau Bridgenorth: Die Welt muß doch ihren Lauf fortsetzen, nicht Collins?

Collins (schnappt danach, als dem ersten vernünftigen Vorschlag, den er hört.) Oh, die Welt wird schon weiter gehn, gnädige Frau: darüber brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Es ist nicht so leicht, sie aufzuhalten, wie die nachdenklichen Menschen glauben.

Edith: Ich wußte, Sie würden mit mir übereinstimmen, Collins. Ich danke Ihnen.

Hotchkiß: Haben Sie die leiseste Ahnung, wovon hier gesprochen wird, Herr Stadtrat?

Collins: Oh, das ist schon in Ordnung, mein Herr. Die Einzelheiten tun nichts zur Sache. Ich lese niemals einen Komitee-Bericht: was können sie einem schließlich sagen, was man nicht schon weiß? Man errät es aus ihrem Gespräch. (Er geht zur Tischdecke und spricht über den Tisch weg zur Gesellschaft): Nun, Eminenz, Fräulein Edith und meine Damen und Herren, die Sache ist die. Die Ehe ist in ihrer Art ganz erträglich, wenn man sie nicht zu schwer nimmt und nicht zu viel von ihr erwartet. Aber sie verträgt nicht, daß man über sie nachdenkt. Die Hauptsache ist, daß man die jungen Leute zusammengebunden kriegt, ehe sie wissen, worauf sie sich einlassen. Da ist Fräulein Lesbia. Ja, die hat gewartet, bis sie anfing darüber nachzudenken: und dann war alles vorbei. Wenn Sie erst einmal anfangen darüber nachzudenken, Fräulein Edith und Herr Sykes, so werden Sie nie heiraten. Gehen Sie hin und heiraten Sie zuerst: Sie werden nachher zum Nachdenken Zeit genug haben, glauben Sie mir, Fräulein.

Hotchkiß: Ihre Warnung kommt zu spät. Die beiden haben bereits mit dem Nachdenken angefangen.

Der General: Aber Sie sehen ja die Hauptsache nicht, ich möchte nicht übertreiben; aber das einzige Wort, das ich finden kann, ist grenzenloses Entsetzen über die ganze Angelegenheit. Diese Damen weigern sich nicht nur unsere ehrbaren Anerbieten anzunehmen, sondern so weit ich verstanden habe — und ich bitte Sie herzlichst um Entschuldigung, Lesbia, wenn ich Unrecht habe und hoffentlich hab' ich das — verlangen sie von uns, daß wir — ich bedaure diesen Ausdruck gebrauchen zu müssen, daß wir — Beziehungen mit ihnen eingehen, auf Grund von Verträgen, die unsere verdammten Anwälte aufzusetzen haben.

Collins: Meiner Treu, General: das ist etwas Neues, wenn die Parteien derselben Gesellschaftsklasse angehören.

Der Bischof: Nichts Neues, Collins. Die Römer taten 's schon.

Collin: Ja, die taten es, die Römer. Wenn man in Rom ist, soll man tun, was die Römer tun, sagt ein altes Sprichwort. Aber wir sind hier ja nicht in Rom, Eminenz.

Der Bischof: Wir haben viele Wege der Römer eingeschlagen. Was halten Sie denn vom Vertragssystem, Collins?

Collins: Nun, Eminenz, wenn von einem Vertrag die Rede, muß ich ihn immer schwarz auf weiß sehen. Wenn es mündlich sein soll, laßt es mündlich sein; aber wenn es ein Vertrag sein soll, aufs Papier damit, schwarz auf weiß; dann wissen wir, woran wir sind.

Hotchkiß: Ganz richtig, Herr Stadtrat. Wir wollen den Vertrag mal sofort aufsetzen. Darf ich Papier und Schreibzeug aus Ihrem Arbeitszimmer holen, Eminenz?

Der Bischof: Ja, St. John.

Hotchkiß geht in die Bibliothek.

Collins: Wenn ich auf eine Schwierigkeit aufmerksam machen dürfte? Eminenz —

Der Bischof: Gewiß (Er geht zum vierten Stuhl von der Linken des Generals abgezählt, aber ehe er sich setzt, weist er höflich auf einen Stuhl am Ende des Tisches, in der Nähe des Kamins): Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Stadtrat? (Collins, der sich durch die feine Beachtung von seiten des Bischofs sehr geehrt fühlt, setzt sich. Der Bischof nimmt dann seinen Sitz ein.)

Collins: Wir sind jetzt sechs Herren und vier Damen. Das ist nicht fair.

Reginald: Nicht fair für die Herren, meinen Sie.

Leo: Oh! Rejjy hat einen Witz gemacht! Sollte ich mich in ihm getäuscht haben?

Hotchkiß kommt mit einem Löschblatt und Papier zurück. Er nimmt den freien Platz in der Mitte des Tisches zwischen Lesbia und dem Bischof.

Collins: Eminenz! meine Damen und Herren, um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, ich traue meinem Urteil in dieser Angelegenheit nicht. Da ist eine Dame, die ich in heiklen Fragen, wie diese es zum Beispiel ist, immer um Rat frage. Sie hat eine ganz außerordentliche Erfahrung, ein wundervolles Temperament und den sichersten Instinkt in Herzensangelegenheiiten.

Hotchkiß: Verzeihen Sie, Herr Stadtrat; ich bin ein Snob; und ich mache Sie darauf aufmerksam, daß es keinen Zweck hat, wen immer um Rat zu fragen, der uns nicht schlechtweg vom Klassenstandpunkt aus berät. Die Ehe ist gut genug für die niederen Klassen: die haben Möglichkeiten zur Fahnenflucht, die uns versagt sind. Welches ist die gesellschaftliche Stellung dieser Dame?

Collins: Die höchste im Wahlkreis, mein Herr. Es ist die Bürgermeisterin. Aber Sie brauchen vor ihr keine Angst zu haben. Sie ist außerdem meine Schwägerin. (Zum Bischof): Ich habe Ihrer Frau Gemahlin oft von ihr erzählt, Eminenz. (Zu Frau Bridgenorth): Es ist Frau George, gnädige Frau.

Frau Bridgenorth (betroffen): Ist Frau George denn ein wirklicher Mensch?

Collins (gleichfalls betroffen): Haben Sie nicht an ihre Existenz geglaubt, gnädige Frau?

Frau Bridgenorth: Aber auch keinen Augenblick.

Der Bischof: Wir dachten immer, daß Frau George viel zu gut sei, um wahr zu sein. Ich glaube noch immer nicht an sie, Collins. Sie müssen sie herbringen, wenn Sie mich überzeugen wollen.

Collins (überwältigt): Na, ich bin so niedergeschlagen durch — das hab ich mir ja nie träumen lassen! sie ist augenblicklich in der Kirche und will die Hochzeit sehen.

Der Bischof: Dann bringen Sie sie her. (Collins schüttelt den Kopf.) Hören Sie Collins! beichten Sie. Diese Person existiert gar nicht.

Collins: Sie existiert, Eminenz: sie existiert, glauben Sie mir. Ich kann sie allerdings nicht herbringen; aber Sie können es, Eminenz.

Der Bischof: Ich!

Collins: Ja, Eminenz, Sie. Aus irgendeinem Grund, den ich nie herausfinden konnte, hat sie mir verboten, über Ew. Eminenz zu sprechen oder sie mit Ihnen zusammenzuführen. Ich habe sie wiederholt gebeten an einem Hochzeitsmorgen hierherzukommen und mir bei den Blumen und dergleichen zu helfen; und sie hat sich immer geweigert. Aber wenn Sie ihr befehlen herzukommen, als ihr Bischof — dann wird sie kommen. Sie ist sehr seltsamen Einbildungen unterworfen, diese Frau George. Senden Sie ihr Ihren Bischofs-Ring, Eminenz — senden Sie ihn durch einen sehr eleganten

Herrn — vielleicht wäre Herr Hotchkiß so liebenswürdig ihn zu überbringen dann: kommt sie.

Der Bischof (seinen Ring abstreifend und ihn Hotchkiß übergebend): Verbinden Sie mich, indem Sie die Mission übernehmen.

Hotchkiß: Aber woran soll ich die Dame erkennen?

Collins: Sie ist im Staatskleid zur Kirche gegangen, mein Herr, und wird von einem Magistratsdiener mit dem Amtsstab begleitet. Er wird sie Ihnen zeigen; und auf den Rückweg den Vordersitz auf dem Wagen einnehmen.

Hotchkiß: Nein, bei Gott! Verzeihen Sie, Eminenz; aber Sie verlangen zu viel. Ich bin vor den Buren davongelaufen, weil ich ein Snob bin. Vor einem Magistratsdiener laufe ich aus dem selben Grund davon. Ich lehne diese Mission unbedingt ab.

Der General (sich lebhaft erhebend): Seien Sie so freundlich, mir diesen Ring zu geben, Herr Hotchkiß.

Hotchkiß: Mit Vergnügen. (Er gibt ihn ihm.)

Der General: Es wird mir ein großes Vergnügen sein, Herr Stadtrat, mit den Befehlen des Bischofs auf die Frau Bürgermeisterin zu warten; und ich werde stolz darauf sein, städtischerseits hochgeehrt zurückzukehren. (Er ist galant und stolziert hinaus. Collins erhebt sich für einen Augenblick, um sich mit ostentativer Würde vor ihm zu verneigen.)

Reginald: Boxer ist in seiner Art doch ein ganz gelungener alter Spaßvogel.

Hotchkiß: Seine Uniform gewährt ihm einen unfairen Vorteil. Er wird die ganze Aufmerksamkeit des Magistratsdieners absorbieren.

Collins: Ich glaube Eminenz, wir könnten mit dem Vortrag immerhin beginnen, ehe sie kommen. Wenn Frau Georg einmal da ist, wird keiner von uns viel hineinsehen können. Es ist also besser, wenn wir jede kleine Klausel, die wir wünschen, hineinkriegen, bevor sie kommt.

Hotchkiß: Die Präliminarien habe ich ganz gut niedergeschrieben, glaub ich (er liest vor): „Momorandum eines Ehevertrages, der heute — bleibt frei — zwischen — bleibt frei — von — bleibt frei — in der Grafschaft — bleibt frei — im folgenden immer der Herr genannt — einerseits und — bleibt frei — von — bleibt frei — in der Grafschaft — bleibt frei — im folgenden immer die Dame genannt andererseits, wodurch bestätigt und genehmigt wird wie folgt."

(Fortsetzung folgt.)

Theodor Fontane:

Ueber die gesellschaftliche Stellung des Schriftstellers.

Fontane hat sich im Jahre 1891 in einer Literaturzeitschrift über dieses gewichtige Thema geäußert. Seine Aphorismen erschienen damals anonym in dem von Fritz Mauthner herausgegebenen „Magazin für Literatur“ und sind eben, weil man den Autor nicht kannte, ziemlich unbeachtet geblieben. Es war nicht Sache Fontanes, den „Irrungen und Wirrungen“ bereits zu einem bekannten Schriftsteller gemacht hatten, das Thema seiner ganzen Breite nach aufzurollen. Er wollte nur ein paar Beobachtungen, die sich ihm in langer schriftstellerischer Tätigkeit aufgedrängt hatten, zur Diskussion stellen, und das ist ihm, wie uns scheint, vortrefflich gelungen.

Aber lassen wir ihn selbst zu Worte kommen mit dem Bemerken, daß die nachfolgenden fragmentarischen Ausführungen vielleicht kleine redaktionelle Ausbesserungen erfahren haben.

* * *

I.

Wie ist die Stellung des Schriftstellers? — Ich glaube, es herrscht in dieser Frage bei denen, die sie zunächst angeht, eine seltene Einmütigkeit. Die Berühmten und die Unberühmten, Freien und Unfreien, die Roman- und Stückeschreiber, die Journalisten und Essayisten — der armen Lyriker ganz zu geschweigen, — alle sind meines Wissens einig darüber: die Stellung eines Schriftstellers ist miserabel. Welchem Lande nach dieser Elendseite hin der Vortritt gebührt, mag schwer festzustellen sein, doch wird sich vielleicht sagen lassen, daß Preußen-Deutschland immer mit in erster Reihe figuriert hat und erfolgreich bemüht ist, sich auf dieser alten Höhe zu halten. Die, die mit Literatur und Tagespolitik handeln, werden reich, die, die sie machen, hungern entweder oder schlagen sich durch. Aus diesem Geld-Elend resultiert dann das Schlimmere: der Tintensklave wird geboren. Die für Freiheit arbeiten, stehen in Unfreiheit und sind oft trauriger daran, als der mittelalterliche Hörige.

II.

Der Schriftsteller ist schlecht daran, weil er arm ist und die natürlichen Konsequenzen der Armut tragen muß. Ja, so heißt es dann wohl, warum ist er arm? Warum ist er ein Stümper? Warum drängt er sich hierzu? Wäre er talentvoll, so wäre er reich. Das ist auf jedem Gebiete dasselbe. Wer nichts kann, der bleibe davon; an dem gehen die goldenen Schüsseln vorüber. Wer etwas kann, dem fällt alles zu: mit dem Golde der Ruhm und mit beidem die gesellschaftliche Stellung. Ja, das klingt ganz gut, aber ist es richtig? Ich glaube nein. Gewiß ist Armut alles Uebels Anfang. Aber sie ist hier nur ein Teil der Schuld. Es haftet dem Stande noch etwas anderes an, das ihn ungelitten macht, und wem darüber noch ein Zweifel sein sollte, der braucht sein Auge nur von dem äußern Elend des Schriftstellertums ab- und dem Glanz des Schriftstellertums zuzuwenden, und er wird sich, wenn er es tut, der Wahrnehmung nicht verschließen können, daß auch die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller-Aristokratie viel, sehr viel zu wünschen übrig läßt. Ja, wer sich gedrungen fühlt, sich eingängiger mit dieser unerquicklichen Frage zu beschäftigen, dem wird gerade, wenn er auf die Schriftstelleraristokratie blickt, das Miserable der Schriftstellerstellung am einleuchtendsten klar werden. Denn wenn nicht viel dagegen zu sagen ist, daß Mangel an Erfolg überall in der Welt ein Eingereihtwerden in die 7. Reihe rechtfertigt, so müssen wir doch bei der Schriftstellerwelt die traurige Wahrnehmung machen, daß auch Glück und Erfolge die Sache nicht erheblich verbessern. Natürlich wird der, der seine Miete bezahlt, besser behandelt als der, der sie nicht bezahlt, und der mit einem englischen Musterkoffer in Helgoland Eintreffende darf sich einer besseren Sommerfrische rühmen, als der bloß nach Grünau hin ins Grüne gestellte, — seine eigentlich gesellschaftliche Stellung bleibt aber auf ihrem sehr mäßigen Niveau, und selbst die, die sich um einen solchen Glücklichen anscheinend bewerben, sind meist mehr erfreut, ihn kennen zu lernen,

als innerlich beglückt und geehrt. Respekt ist etwas, das kaum vorkommt. Immer verdächtig, immer Blame. Das ganze Metier hat einen Knax weg. Am besten gestellt ist der Schriftsteller, wenn er gefürchtet ist. Da kann er den Kopf schon höher tragen.

III.

Woran liegt es? Es liegt an einem gewissen Detektiv-Charakter des Metiers, an einer gewissen Furcht des Publikums vor Indiskretionen, und am meisten daran, daß man die Schriftstellerei als Kunst nicht gelten läßt und davon ausgeht, all das am Ende ebenso gut oder auch noch ein bißchen besser machen zu können. Schreiben kann jeder. Und außerdem ist das Schriftstellern so nutzlos, es ist das einzige Metier, das ganz überflüssig dasteht und mit einem ernsten Bedürfnis der Menschen nicht zusammenhängt. Die Journalistik, die Zeitung ist hier die einzige Ausnahme. Nun wird sich freilich von einem geistigen Bedürfnis überhaupt sprechen lassen, von einem höheren geistigen Bedürfnis, das nur auserwählte besondere Persönlichkeiten befriedigen können. Aber dies wird schließlich doch nur von wenigen zugegeben, und diese wenigen haben dann ihre „Klassiker" und stehen den Modernen oft nicht bloß gleichgültig, sondern feindselig gegenüber. Ich will dies nicht näher untersuchen. Ich will nur fragen, wenn ein guter oder selbst bester Lyriker einen Band Gedichte herausgibt, ob irgendwer von dem Glauben erfüllt ist, daß das Buch einem Bedürfnis entspricht? Und nicht viel anders steht es mit den Roman- und Novellenschriftstellern. Man wartet vielleicht zu Weihnacht darauf, aber von Bedürfnis keine Rede.

IV.

Die Schriftstellerei wird nicht als Kunst betrachtet. Es heißt vielmehr: „catilinarische Existenzen von ungefähr dazu gekommen. Wenn einer nichts weiter kann, wird er Schriftsteller oder nennt sich so. Und dann, was ist es am Ende? Jeder kann es, jeder kann einen Artikel schreiben, einen Aufsatz, eine Kritik, ein Gedicht, eine Geschichte. Was sollen wir da groß bewundern?" Gut, es soll das alles im wesentlichen richtig sein. Aber das Schreckliche ist, daß das Urteil des Publikums gar keine Ausnahme gelten läßt oder fast keine. Denn es gibt Schriftsteller, die weder catilinarische Existenzen sind, noch in ihren Werken so dastehen, daß jeder Rat oder Assessor oder Kommis erklären dürfte: das kann ich auch. Ja, es gibt viele solche Schriftsteller, aber auch sie bedeuten nichts. Männer wie Schack, wie Rudolf Lindau usw. gehören nicht hierher, denn sie haben Stellungen im Staat, und danach richtet sich ihre gesellschaftliche Stellung. Mit den andern aber, die nicht exzeptionell situiert sind, vergleiche man nun die Maler und Bildhauer. Und da drängt sich denn die Frage auf, stehen unsere besten wirklich tiefer als die besten im Bereich unserer Schwesterkünste? Die Verständigen unter ihnen werden es selbst nicht behaupten wollen. Trotzdem sind wir das mißachtete Stiefkind . . . .

* * *

Fontanes Ausführungen, die bei allem Humor einen gewissen wehmütigen Unterton nicht verkennen lassen, haben nun noch ein merkwürdiges, fragmentarisches Schlußkapitelchen. Er sucht nach Abhilfe und schlägt allen Ernstes (wirklich allen Ernstes?) vor, daß der Staat sich hier ins Zeug lege. „Unser Aschenbrödeltum ist unzweifelhaft, ist eine Tatsache. Und Aenderung? Es gibt nur ein Mittel: Verstaatlichung, Aichung, aufgeklebter Zettel. Vielleicht ist das Mittel schlimmer als der gegenwärtige Zustand. Aber dann müssen wir uns getrösten und es lassen, wie es ist. Wollen wir Aenderung schaffen, so gibt es keinen anderen Ausweg."

Nun auf diesem vorgeschlagenen Wege hätte es Fontane, dem die Kunst des Strebertums so ganz abging, bestenfalls zum Professor gebracht, oder sie hätten den Apothekerlehrling gar nicht in die Literatur hineingelassen. Mit solchem Chinesentum ist uns ganz gewiß nicht gedient. Gleichwohl enthalten die Ausführungen Fontanes so viel Beherzigenswertes, so Vieles, was bei aller Wendung zum Besseren auch heute noch die geistigen und materiellen Nöte des deutschen Autors charakterisiert, daß sich unsere kleine „Ausgrabung" wohl ohne weiteres rechtfertigt.

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Nur stoßweise kommt jetzt noch die Hausse, und so wird es bleiben, sobald die großen Gruppen ein Interesse daran haben. Das Publikum selbst scheint mit Papieren bereits vollgestopft zu sein, und an dieses richten sich wohl die Ermahnungen, die von so „gediegener" Seite kommen, daß sie nicht gut zu ignorieren sind. Auf den mäßigenden Bericht der Deutschen Bank war auch ein solcher der Handelsgesellschaft gefolgt, nur nicht so generell wie der erstere, sondern zugleich auch mit Details ausgestattet. Dies insofern, als verschiedenen per 30. Juni abschließenden Montangesellschaften ungünstige Ziffern vorausgesagt werden. Will man in irgend einem Gefühl der Verantwortlichkeit die Aktionäre auf ihre Enttäuschung vorbereiten oder gilt es überhaupt einem Druck auf die Allgemeintendenz? Jedenfalls haben die Banken die letzten Kapitalsvermehrungen von Hütten- und Kohlenunternehmen mitbeschlossen und in den Prospekten dann mit unterschrieben. Die gläubigen Aktionäre erfahren aber von denselben Seiten erst nachträglich, wie sehr sich der Wert ihres Besitzes vermindert hat. Fast erinnert das an die Zeiten, als Herr Hanau (Mühlheim am Rhein) seine gewaltige Tätigkeit als Faiseur entfaltete, die Großen in Berlin für ihn von Monat zu Monat Millionen in Prolongation nahmen, jedoch zu gleicher Zeit dieselben Aktien dadurch im Kurse reduzieren halfen, daß sie neue in den größten Beträgen ausgaben. Nur muß man sich in solchen weitschichtigen Dingen keine persönlichen Bösewichte und Intriganten im Stile französischer Romane ausmalen! Die gegenwärtige Abundanz wird immer mehr als trügerisch angesehen, weil es die Erlöse der verschiedensten Emissionen sind, die der Börse noch zur Verfügung gestellt werden. In diesem Sinne hat auch die Versteifung des Geldmarktes infolge der Einzahlungen auf die neuen Konsols und Reichsanleihe wenig zu bedeuten, da im Gegenteil zahlreiche Zeichner wegen der guten Zinsen sofort verstärkte Einzahlungen leisteten. Das Unglück liegt ganz anderswo, nämlich wie dies niemals genug betont werden kann, in dem unaufhörlichen Schuldverhältnisse des Staates zur Reichsbank. Dadurch gestaltet sich jede noch so große Anleihe regelmäßig zu einer bloßen Rückzahlung, anstatt, wie die Oeffentlichkeit annimmt zur Deckung erst bevorstehender Ausgaben. In unserer Industrie muß es etwas erträglicher aussehen, da die Arbeiterbeschäftigung seit einer Reihe von Wochen keineswegs mehr so ganz unbefriedigend ist. Freilich hat dies nicht verhindern können, daß die internationalen Trägerpreise herabgesetzt werden mußten. Es betrifft dies das Baugeschäft, dessen Aussichtslosigkeit für die diesjährige Saison hier bereits hervorgehoben wurde. Gegenüber den schlechten Versandziffern unseres Stahlverbandes möchte man gerne mit amerikanischen Trustdepeschen kommen, allein wer weiß, ob die Harrimanlinien wirklich 1500 Stahlgerüste für Kühlwagen bestellt haben. Kabel sind geduldig, wie aus so manchen Nachrichten auch des Pariser New-York Herald zu ersehen ist. Darin werden Erholungsreisen amerikanischer Bankiers in Geschäftsreisen verwandelt. Aus Wiesbaden macht man Berlin, es wird die Dresdner Bank, oder die Discontogesellschaft hinzugefügt, und der Unsinn, in dem aber — Methode steckt, ist vollendet.

* * *

Eine Belohnung für sein Einlenken scheint jetzt Serbien zu erwarten, indem es sich zunächst nicht mehr als 170 Millionen Francs borgen will. Zuerst hat diese Regierung, die, wie sich jetzt herausstellt, durchaus der Herr ihrer Volksbewegung war, dermaßen gelärmt, daß die Gefahr eines Weltkrieges immer näher rückte. Dann ist sie plötzlich so zu Kreuz gekrochen, wie man dies sonst weder bei Europäern, noch bei Halbasiaten gewöhnt ist. Man durfte also annehmen, daß der Rest Schweigen und nicht 170 Millionen seien. Es ist wahr, die Pariser wissen nicht, was sie mit ihrem vielen Geld anfangen sollen, die dortigen Bankiers lieben exzessive Provisionsgewinne und ihre deutschen Kollegen können darüber ihren Neid nicht verwinden. Indessen hat doch keine Hochfinanz ein Interesse an einer wirklichen Verschlechterung der Serbischen Sicherheiten. Ein solcher Fall wäre aber bei einer Steigerung des dortigen

Zinsendienstes um jährlich 7 oder 9 Millionen ganz unvermeidlich; um so mehr, als man den Grund dieser Anleihe unverhohlen mit Rüstungen bezeichnet. Gegen wen? So zweifelhaft steht es um die wirtschaftliche Moral der Serben, daß sogar die Hypothekenbank in Belgrad Boden-Beleihungen versprochen hat, die sie in ihren knappen Verhältnissen unmöglich leisten kann. Es sollen hierdurch arge Verlegenheiten entstanden sein, und die betreffenden Gutsbesitzer, Bauern, vielleicht auch Häuserspekulanten haben schon ein Recht darauf, zu erfahren, warum ihnen ein ernstes Institut Summen versprochen hat, die es keineswegs besaß. Die Franzosen pflegen auch in den Pfandbriefen der östlichen Länder eine höhere Sicherheit zu erblicken, hoffentlich übertragen sie diese Vorliebe noch nicht auf das Reich des Königs Peter. Deutsches Kapital sollte sich aber gerade von diesem Stückchen Auslande fernhalten.

* * *

Obligationen ohne Unterpfand grassieren bekanntlich innerhalb unserer gesamten Industrie. Das in dieser Beziehung sehr strenge französische Gesetz würde wahrscheinlich ebenfalls Spaß verstehen, falls die dortige Fabrikation den Umfang und daher auch das Geldbedürfnis der deutschen erreichte. Damit braucht man aber noch immer nicht an der Erklärung der Bergmann-Elektrizitätswerke schweigend vorüberzugehen, die kürzlich in der Generalversammlung von der Verwaltung abgegeben wurde. Es handelt sich um ca. 10 Millionen Obligationen, die nicht hypothekarisch sichergestellt sind, weil der wirkliche Wert des Grundbesitzes vier- oder fünfmal höher sei, als die Bilanz ausweise. Da also das als die ernste Ursache bezeichnet wird, weshalb die Grundstücke „keine geeigneten Objekte" als Sicherung für eine Anleihe darstellen, muß es noch eine weitere — ungenannte Ursache geben. Wahrscheinlich denken die Herren an eine spätere Gelegenheit, wo sie bei einem weiteren Wachstum ihrer Betriebe auch einmal mit der Ausgabe hypothekarischer Obligationen einsetzen müssen. Und nicht zu vergessen, daß man bei uns nur zu oft bloß deshalb Obligationen ausgibt, um das Aktienkapital, das doch keine feste Schuld darstellt, nach einem noch ganz anderen Maßstabe zu erhöhen. Die Bergmann-Gesellschaft gilt heute als eine der bestgeleiteten und bestrentierenden; wenn sie aber darauf hinweist, daß sie sowenig wie die A. E. G. oder Siemens & Halske „es nötig" habe, ihre Obligationen sicherzustellen, so ist dies doch eine Ueberhebung. Das sind Unternehmungen ganz anderen Stils und von einem so alten Rufe, wie ihn neuere Geschäfte so leicht gar nicht mehr erringen können.

* * *

Tantièmen ohne bitteren Nachgeschmack galten bisher unseren meisten Aufsichtsräten und Direktoren als ganz gewiß. Nur sehr wenige Bankiers hielten sich selbst während der unbeschränktesten Freiheit unseres Börsen- und Bankwesens von allen solchen Pfründen vorsichtig zurück. Diese Herren wurden dann von ihren Kollegen als ängstlich und engherzig angesehen und in keiner Weise geliebt. Allmählich kommt es aber doch heraus, wie verantwortungsvoll derartige Stellungen sind. Und so mehrt sich wieder die Zahl der tüchtigen und freilich auch sonst vielbeschäftigten Finanzmänner, welche Aufsichtsratsstellen grundsätzlich ablehnen, bezeichnenderweise sogar bei großen Banken und Industrien. Die jüngsten Erfahrungen nun betreffen Städte, wie Solingen und Bonn, also alles eher als große Unternehmen. Desto markanter ist es aber, welche gewaltigen Ersatzsummen bereits im Vergleichswege von den Aufsichtsräten zu erlangen sind. Entweder also fürchten solche Leute eine Aufdeckung ihrer Unfähigkeit, was an kleinen Plätzen noch spöttischer auffällt, oder gar eines Protektionssystems, dessen Folgen auch über den zivilrechtlichen Charakter hinausgehen könnten. Am interessantesten nimmt sich die Abweisung der Klage gegen den Schaaffhausenschen Bankverein wegen Einführung der Solinger Bankaktien aus. Im Verurteilungsfalle hätte natürlich Schaaffhausen alle seine Kräfte daran setzen müssen, ein letztinstanzliches Erkenntnis zu seinen Gunsten zu erzielen, da einem anderen Präjudikat keine Bank fortan mehr gewachsen gewesen wäre. Immerhin könnten einmal Strömungen eintreten, wo auch von Leipzig aus gegen unsere Großinstitute in ganz überraschender Weise entschieden wird. Das sollte man im Uebermute des Glückes doch nicht ganz vergessen! Alles in Allem mehren sich in den Tantièmenstellungen jetzt unsere Ingenieure und Juristen, wohingegen die Bankiers in diesem „Fache" sich mindern.

Herr v. Holstein.

Von Johannes W. Harnisch.

Den jetzt der Tod aus seiner einsamen Wohnung in der Großbeerenstraße geholt hat, war wohl der meist befabelte Staatsmann Deutschlands. Sein Wesen lockte zur Mythenbildung. Einer, der jahrzehntelang außerordentliche Macht in der geschickten Hand hielt und dessen ängstliches Mühen stets war, nur nicht ins Rampenlicht gedrängt zu werden — ein solcher Mann mußte einer Zeit, in der der Schein der Macht viel sorglicher gehütet wird als die Macht selbst, einer Zeit der Dekorationen und der bengalischen Feuer, ein seltsam unverständliches Rätsel sein. Und so war der Mann schon ein Mythos geworden, als er noch Deutschlands auswärtiger Politik die leitenden Gedanken gab; die dann freilich oft gar anders ausgeführt wurden, als er sie gedacht hatte.

Der Abschluß seiner amtlichen Tätigkeit, die Marokkopolitik, bietet das klassische Beispiel sowohl für die Mythendichtung um den Mann wie dafür, daß seine Ideen nachher oft ganz anders ausgeführt wurden, als sein Scharfsinn sie ersonnen hatten. Man hat laut in die Welt trompetet, Herr v. Holstein wäre für einen kriegerischen Austrag der Affäre gewesen. Nichts ist falscher. Er war nur der — durch die Tatsachen wohl inzwischen bestätigten — Ansicht, daß Frankreichs Kriegspose ein geschickterer Bluffversuch war, und hat deshalb das Nachgeben in jenen Tagen der Spannung verworfen. Was schließlich doch wohl etwas anderes als das ihm Nachgesagte ist. Weiter: es ist richtig, daß der Plan der Tangerfahrt des Kaisers seinem Hirne entsprang. Aber die Rede des Kaisers stand nicht auf seinem Programme. Ueber das Kapitel: Marokko und Herr v. Holstein wäre noch mancherlei zu sagen. Doch noch ist kaum die Stunde dazu. Wir alle werden zudem, soweit ich unterrichtet bin, dermaleinst Authentisches darüber erfahren. Den Freunden, die ihn drängten, seine Memoiren zu schreiben, hat er eine Darstellung der Marokkoaffäre konzediert.

Politiker und Historiker mögen sich in das Bedauern teilen, daß Holstein keine Memoiren hinterlassen hat. Auch für seinen Nachruhm, der ihm indes wohl kaum viel Sorge gemacht hat, würde durch solche besser als jetzt gesorgt sein. Viele hat der Einsame nie gehabt, die freundlich von ihm sprachen. Als Bismarck im Sachsenwalde grollte, da stand Holstein mit obenan auf der Liste derer, denen er zürnte. Es ist auch weiter kein Geheimnis, daß ihn der Kaiser wenig mochte. Und nun erst unter den Kleinen, da waren der Feinde des Unverständlichen Legion. Und ein gar absonderlich Bild war so im Laufe der Zeiten und der Zeitungen von ihm entstanden. Ich werde nie das Erstaunen vergessen, das mich faßte, als ich Herrn v. Holstein kennen lernen durfte. Und nie die Güte, mit der er dem durch ein briefliches Mißverständnis anfangs verletzten, noch ganz namenlosen jungen Journalisten entgegenkam.

Der hohe, fast hagere Greis machte den Eindruck eines deutschen Gelehrten. Den Eindruck, als sei eben nur soviel an Haut und Sehnen an seinem Körper, als unbedingt nötig war, die Knochen zusammenzuhalten. Als habe sein Hirn alle die Säfte langsam mitverzehrt, die bei anderen Menschen Fleisch und Fett bilden. Ich hatte das Glück, dem so mißtrauischen alten Herrn einen vertrauenswürdigen Eindruck zu machen. Und so durfte ich denn das scharfe und exakte Arbeiten dieses Hirnes bewundern. Einmal gab er mir in zehn Minuten einen Abriß der Marokkopolitik. Einmal charakterisierte er mir auf meine Bitte unsere bekanntesten Diplomaten. Wer ihn jemals so hatte sprechen hören, der verstand schon eher, wer der Mann war und wie der Mann war.

Sicherlich: Herr v. Holstein war nicht objektiv in seinen Urteilen. Objektivität und Kraft pflegen ja selten in einem Geiste zusammen zu hausen. Persönliche Zuneigungen, Abneigungen, deren er sich kaum so recht bewußt war, ließen ihn hier eine Linie verwischen, dort an Stelle des Haarstriches eine dicke Kohlenlinie ziehen. Aber wie gewannen diese Diplomatenköpfe Leben! Und wie sprang jeder charakteristische Zug klar hervor, so persönlich das Bild gemalt war! In dem Augenblicke verstand ich: Herr v. Holstein dürfte nicht immer die richtige, aber immer eine eminent kluge Politik gemacht haben.

Und immer eine patriotische. Als ich einmal bei ihm war — es war leider

nur selten — bat mich der alte Herr, ihm etwas aus der Zeitung vorzulesen. Es war eine Nachricht, die den Patrioten wenig freuen konnte. Als ich fertig war, war der Mann wie gebrochen. Alles deutsche Geschehen ging eben nicht nur in seinen Kopf, sondern in die innersten Kammern seines Herzens. Und dieses Herz schlug auch dem Greise noch heiß.

Es bleibt jammerschade, daß wir so wenig um diesen Mann wissen. Er könnte, alle Unvollkommenheiten und Schwächen vollauf in Rechnung gestellt, uns auch noch als Toter viel sein. Und wenn's auch weiter nichts wäre: Ein Mann, der den Schwarzen Adler und den Sitz im Herrenhause ausschlug, wäre, wer bezweifelt's? schon ein beachtlich Vorbild für unsere Zeit.

Englische und deutsche Frauenrechtlerinnen.

Von E. B.

Die Berliner Frauenrechtlerinnen hatten kürzlich Gelegenheit, in einer öffentlichen Versammlung ihr Urteil zu fällen über das Vorgehen jener Partei unter ihren englischen Kolleginnen, die in letzter Zeit in der ganzen Welt soviel von sich reden machte: der Suffragettes. Miß Isabell Seymour war nach Berlin entsandt worden, um die Mißverständnisse zu beseitigen, die sich über die englischen Stimmrechtlerinnen bei uns mit der Zeit festgesetzt haben. Daß die Wahl für diese Mission auf Miß Seymour fiel, spricht entschieden zugunsten der Suffragettes. Sie zeigt keine Spur von dem ruppigen Amazonen-Typus, der nach der hier zu Lande üblichen Vorstellung die Suffragettes kennzeichnet. Sie zeigt auch in ihrer Art nichts von dem üblen scharf provozierenden Fanatismus, von dem die Berichte uns soviel zu melden wußten. Eine Suffragette, in allen Reizen liebenswürdigster Weiblichkeit erstrahlend — das war ein Eindruck, der den Besuch der Versammlung gut und gern wert war.

Aber was sagten nun unsere Berlinerinnen dazu? Auch sie waren wohl etwas erstaunt, daß die Suffragettes solch holde Vertreterin zu entsenden hatten. Dann waren sie begeistert über den Opfermut, den die Frauen da drüben aufbringen, den Opfermut, der sich größer vielleicht noch als in dem Erdulden schwerer Verfolgungen darin zeigt, daß die Suffragettes den Fluch der Lächerlichkeit nicht scheuen, wenn es gilt, für ihre Ziele zu kämpfen. „Wir wollen uns nicht lächerlich machen!“ sagte eine Diskussionsrednerin, die diesen Heroismus anerkannte, aber nicht teilte. Und das war trotz lebhafter Zustimmung eigentlich doch die entscheidende Stimmung des Abends: Wir erkennen an, aber mitmachen können wir das nicht.

Dieses Votum, das auf dem klaren Bewußtsein der Verschiedenheit der Verhältnisse dort und hier basiert, und auch die verschiedene Veranlagung von Engländern und Deutschen taktvoll berücksichtigt, hat mir doch sehr gefallen. Die Zeit des blinden Enthusiasmus in unserer Frauenbewegung ist offenbar vorbei, man schreit nicht mehr so leicht Hurra und zieht es vor, ernsthaft zu arbeiten; besonnen, maßvoll zu arbeiten. Und vor allem selbständig zu arbeiten. Miß Seymour wird in ihrer Heimat immerhin erzählen können, daß sie nicht kritiklos bei uns empfangen wurde, daß die deutschen Frauen doch schon wissen, was sie wollen, oder es doch schon demnächst wissen werden.

Hin und wieder freilich zeigt sich bei uns noch so etwas von jugendlicher Unreife. Wenn Miß Seymour von dem Kampf fürs Frauenstimmrecht sprach, dann sagte sie auch gleich dazu, weshalb das Frauenstimmrecht kommen müßte. S'ist ja nur Mittel zum Zweck! Die Frauen wollen sozial mitarbeiten. Die soziale Not ist es, die sie auf den Plan ruft. Man freut sich, daß die Suffragettes über ihrem Kampf den Kampfpreis, das Kampfobjekt, nicht vergessen haben. Fanatiker tun das so leicht! Und man freut sich, wie stolz und großzügig die Frauenbewegung in dieser Beleuchtung dasteht. Wie anders wirkt es dann, wenn eine deutsche Rednerin in der Diskussion ausführt, der Widerstand gegen die Frauenbewegung beruhe doch einzig auf dem Konkurrenzneid der Männer. Sie wollen die Frau nicht aufkommen lassen, weil sie ihre Arbeit fürchten. Die Kleinlichkeit solcher Denkweise tut doch weh, beschämt! Wir alle würden die Frauenbewegung noch viel ernsthafter auffassen und anfassen, wenn sie von den

Frauen nicht so oft auf das Niveau eines nichtssagenden, und faden Gezänks herabgezerrt würde. Aber vielleicht gehören solche Dinge zu den notwendigen Kinderkrankheiten. —

Kinderschutz.

Von Dr. Karl Wilker.

England hat mal wieder was vor Deutschland voraus; diesmal auf dem Gebiete der Gesetzgebung. Ganz schlicht, einfach, ohne viel Geschrei ging die Sache eigentlich durch. Während wir noch überlegen, noch immer, was sich da tun läßt. Denn daß etwas getan werden muß, ist klar. Wenn auch noch nicht lange! Aber deutsche Gründlichkeit weiß es immer noch rechtzeitig festzustellen. Wogegen? Gegen die Verführung der Jugend zu Tabak, Wein, Bier und Schnaps. Das klingt ganz einfach. Vielen noch gar nicht des Redens wert. Aber die Sache ist schlimm genug. In England war und ist sie nicht so schlimm, zumal in den sporttreibenden Kreisen. Und die sind weit. In Deutschland: altes Herkommen, alte Rechte. Unzertrennlichkeit vom liebgewordenen Bierphilistertum. Deutsche Treue! Also was geschah in England? Man erkannte die Gefahr für die Jugend, die kommende Volksschar. Und beschloß: schon der bloße Versuch, Kinder im Alter bis zu 14 Jahren mit ins Wirtshaus zu nehmen, ist strafbar. Allerdings, die armen Eltern! Fast Hörige ihrer Kinder geworden. Aber einfach ist die Sache, verteufelt einfach! Und ingleichen die andere: das Rauchen wird erst vom 16. Lebensjahre an gestattet. Wahrhaftig: ein englisches Gesetz, im Frühling 1909 in Kraft getreten!

Die deutschen Pädagogen haben mal wieder erfahren müssen, daß — das vielgerühmte deutsche Erziehungswesen nicht mehr das führende ist. Wir sind ja lange (wir Pädagogen nämlich!) darüber einig, daß Alkohol und Nikotin unsere Erziehungsarbeit erschweren, hemmen, unterwühlen. Wir verkünden das auch. Wenn wir nur wüßten, wo man uns hören wollte! Und Direktorial-, Kreisschulinspektoren-, Lehrer-, Gott weiß was für Konferenzen brüten nach über diese Frage — und hecken allenfalls ein neues Wirtshaus- und Rauchverbot für die „jeweils unterstellten“ Schulen aus. An das sich keine Seele hält, wenn nicht irgendein ganz pedantisches und besorgtes Schulmännlein zu Ostern und Michaelis den Schülern die betreffenden Verordnungen ins Gedächtnis ruft. Die froh sind, auf diese Weise ein paar Minuten freie Zeit zu gewinnen. Und im übrigen Verbot Verbot sein lassen. (Wie jeder Erzieher weiß.)

Aber ein Landesgesetz — das muß Erfolg haben. Doch wie kommen bei uns Gesetze zustande; und noch dazu „welche von solch untergeordneter Bedeutung“! Sic.

Flaubert und die Bibliophilen.

Von Dr. E. W. Fischer.

Die Villa Tanit zu Antibes, dieses große Schatzhaus literarischer Kostbarkeiten, enthält neben dem gesamten Nachlasse Flauberts, seinen Manuskripten, seiner umfangreichen Bibliothek, den zahllosen mit Widmungen versehenen Büchern befreundeter Autoren auch eine Sammlung alles dessen, was seit dem Tode des Meisters mit Beziehung auf sein Werk erschienen ist. Erst diese, bis auf die Gegenwart fortgeführte Geschichte seines Nachwirkens gibt eine Vorstellung von der Weite der Kreise, die seine seltene Persönlichkeit zog. Die Sammlung ist stetig im Wachsen begriffen — wie ich bei meinem jüngsten Aufenthalt im Flaubert-Archiv konstatieren konnte —, beständig wächst auch die Anzahl der kostbaren Ausgaben, die Bibliophilen von Flauberts Werken veranstalten. Kaum ein anderer moderner Autor erfreut sich ihrer Gunst in so hohem Maße, und mit Leidenschaft hüllen sie den Meister des Stils in kostbare Gewänder. Wahre Pretiosen der Buchkunst sind so entstanden, bei deren Berührung die Hand des Kenners erschauert vor der Kostbarkeit des Gegenstandes.

Es versteht sich von selbst, daß Ausgaben, deren einzelnes Exemplar durchschnittlich einige hundert Franken kostet, auf Japan, Velin oder Bütten in tadelloser typographischer Aufmachung gedruckt sind. Der Wert dieser Ausgaben liegt indessen nicht in einer Buchausstattung im Sinne der heute bei uns gepflegten Bestrebungen. Ihre Kostbarkeit rührt vielmehr in er-

ster Linie von der Kostbarkeit des Bildschmuckes her. der meist in Radierungen besteht, und der hohe Preis des einzelnen Exemplars wird erst durch die Kosten der Illustrationen verständlich. Erhielt doch der Maler Rochegrosse für seine Zeichnungen zu der bei Ferrond edierten Salambo 40 000 Fr., der Radierer für seine Mühe 18 000 Fr.! Der aus bunten Gravüren bestehende Bildschmuck der neuen Ausgabe der Versuchung des heiligen Antonius (Edition Ferrond), der ebenfalls von Rochegrosse komponiert wurde, verursachte einen Kostenaufwand von 30 000 Franken. Der Preis der einzelnen Exemplare dieser Ausgabe wechselt von 250 bis 800 Franken, was nicht hinderte, daß die sämtlichen 350 Exemplare der Auflage nach sechs Monaten vergriffen waren. Wie man aus der Preisverschiedenheit ersieht, sind nicht alle Exemplare gleichwertig. Den Gipfel der Kostbarkeit bilden einige wenige Vorzugsexemplare, die alle Radierungen in drei verschiedenen Stadien enthalten (les trois états). Bei der Ausgabe der Versuchung kommt noch eine kleine Anzahl aquarellierter Nummern hinzu. Teilweise aus bunten, teilweise aus schwarzen Gravüren besteht der Bildschmuck zu der kostbarsten aller Ausgaben Flaubertscher Werke, einem Drucke von Bonvard und Pècuchet, der von Huard illustriert wurde. (Edition H. Piazza & Cie.). Es wurden nur 30 Exemplare abgezogen, von denen jedes mit der geringen Summe von 1000 Franken bewertet wurde. Nur bunten Bildschmuck zeigt wieder die äußerst reizvolle Ausgabe von „Un cœur simple“ die auf Kosten der Société normande, einer etwa 100 Mitglieder zählenden Bibliophilengesellschaft in einmaliger Auflage veranstaltet wurde. — Nun wird man sich kaum dem Zauber dieser bunten Bildchen entziehen können, in denen der Künstler mit unendlichem Raffinement die Töne bald klar aufleuchten, sie bald in Duft verschwimmen läßt. Und doch wird man das Buch als Ganzes kaum als ein glückliches Ergebnis ansprechen können. Gerade bei der außerordentlichen Zartheit der Tinten erscheint eine Verbindung der Gravüren mit dem schwarzen Text wie eine brutale Vergewaltigung. Auch durch die Umrahmung jeder Seite mit symbolischen Emblemen in zartestem Blaugrau, wie sie Rochegrosse bei der Versuchung angewandt hat, wird dieser fatale Eindruck nicht gemildert. — Eine einzige dieser zahlreichen Luxus-Ausgaben wandelt in wesentlich anderen Bahnen. Es ist das der Druck der Legende vom heiligen Julian, der vor einiger Zeit von der Société normande veranstaltet wurde. Schon Luc-Ollivier, der erste Illustrator des Werkes, hatte hier von bunten Holzschnitten in der Art alter Kirchenbilder auf Goldgrund geträumt. Doch ließ der Widerstand des Verlegers diesen Traum einen Traum bleiben. Aehnliche Anlehnungen versucht mit Glück die neue Ausgabe. Sie ist eine möglichst getreue Wiedergabe eines von Malatesta hinterlassenen Manuskriptes. Zwischen einer blauen Liniierung steht der gotisch geschriebene Text. Als Bildschmuck sind Teile einer Kirchenscheibe eingefügt: von ihrer Bleifassung umrahmt, erscheinen primitiv gehaltene Gestalten, die Szenen der Legende darstellend, in den Farben der Glasmalereien. Am Schluß befindet sich eine Gesamtdarstellung des ganzen Kirchenfensters. Es sei bemerkt, daß es sich hier um eine freie Erfindung Malatestas handelt und daß diese Darstellung nichts mit der Scheibe der Kathedrale von Rouen gemein hat, die Flaubert bekanntlich zu seiner Erzählung inspirierte.

In Frankreich pflegt der wahre Bibliophile Ausgaben, wie die hier beschriebenen, nicht aufzuschneiden. Hat er außerdem noch ein literarisches Interesse an dem Werk — was jedoch durchaus nicht der Fall zu sein braucht —, so befriedigt er es an einem billigen Exemplare! Häufig läßt man auch diese kostbaren Bücher nicht einbinden. Geschieht es doch, so wird stets der Umschlag des broschierten Exemplars, die „couverture originale“, mit in den Einband hineingenommen. Diese Ehre erweist man sogar den häßlichen zitronengelben Umschlägen der Dreifrankfünfzig-Ausgabe. Um keinen Preis aber wird in Frankreich ein Buch beschnitten; solche, durch Barbarenhände gegangenen „exemplaires ébarbés“ gelten als mit einem Makel behaftet. So darf man diese dem Snobismus geheiligten Bücher meist nur von außen bewundern, und beinahe könnte man auch sie den Nonnen vergleichen und sagen: Sie sind Gott geweiht und unfruchtbar.

Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

A. Freimuth. Hemmnisse nationaler Einheit. Blankenburg i. Harz. Verlag Karl Uebe. Preis M. 0.50.

C. von Eynatten. Pereat Austria! Geschichte einer Zukunftsrevolution in Oesterreich-Ungarn. Leipzig. Verlag Deutsche Zukunft. Preis M. 3.—.

Dr. Hermann Gerhard. Das Deutschtum in der amerikanischen Politik. Leipzig. Verlag Deutsche Zukunft. Preis M. 1.—.

Kurt von Strantz, Berlin. Eine deutsche Antwort auf die Prager Revolten. Leipzig. Verlag Deutsche Zukunft.

Liberalismus und Verfassung. Vorträge beim Münchner liberalen Kongreß 1908. Herausgegeben von W. Ohr. München. Buchhandlung Nationalverein. Preis M. 0.60.

Das Neue Europa. Herausgeber Dr. Alexander v. Blaskovich. Zeitschrift. Abonnementspreis 20 Kr. = 17 M. Einzelnummer 2 Kr. = 1.70 M.

Nikolaus Gogol. Sämtliche Werke. In 8 Bänden herausgegeben und übertragen von Otto Buek. Band I u. II. Die Abenteuer Tschitschikows oder Die toten Seelen. Preis geh. M. 10.—, geb. in Rohseide M. 14.—.

Hermann Eßwein. August Strindberg. Im Lichte seines Lebens und seiner Werke. Mit 27 Bildbeilagen. München u. Leipzig. Verlag Georg Müller. Preis brosch. M. 4.—, geb. M. 5.50.

August Strindbergs Werke. Deutsche Gesamtausgabe unter Mitwirkung von Emil Schering als Uebersetzer. Vom Dichter veranstaltet. IV. Abtlg.: Lebensgeschichte. 1. Band: Der Sohn einer Magd. Preis M. 5.50, geb. M. 7.—.

Prof. Dr. Edmund Fritze. Pädagogische Rückständigkeiten und Ketzereien. Bremen. Verlag Gustav Winter.

Rudolf Pannwitz. Der Volksschullehrer und die Deutsche Sprache. Berlin-Schöneberg. Buchverlag der „Hilfe".

Kreisschulinspektor Karl König, Mülhausen i. E. Die kulturelle Bedeutung der Waldschulen. Verlag Deutsche Zukunft, G. m. b. H. Preis M. 0.40.

Dr. med. Fritz Sexauer. Unsern Söhnen. Worte der Aufklärung. Stuttgart. Verlag Max Kielmann. Preis M. 0.80.

Peter Kropotkin. Die französische Revolution. 1789—1793. Deutsche Ausgabe von Gustav Landauer. Leipzig. Verlag von Theodor Thomas. Preis 2 Bände brosch. M. 4.80, geb. I. Band M. 6.—.

Dr. med. Paul Pollitz, Königlicher Strafanstaltsdirektor in Düsseldorf-Derendorf. Die Psychologie des Verbrechers. Kriminalpsychologie. Mit 5 Diagrammen. Leipzig. Verlag B. G. Teubner. Preis geb. M. 1.25.

Dr. med. Franz Schönenberger. Lebenskunst — Heilkunst. 2 Bände. Zwickau i. Sa. Verlag der Graphischen Kunstanstalt Förster & Borries. Preis M. 8.40.

André Gide. Der schlecht gefesselte Prometheus. Deutsch von Franz Blei. Mit Zeichnungen von Pierre Bonnard. München. Verlag Hans von Weber. Preis geb. M. 4.—.

Remy de Gourmont. Komödien einer Frau. Ein Roman in Briefen. Die autorisierte Uebersetzung besorgte Frau Anna Sofie Gasteiger. München. Verlag Hans v. Weber. Preis geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Georg Hermann. Sehnsucht. Ernste Plaudereien. Berlin. Verlag Egon Fleischel & Co.

Max Hochdorf. Das Herz des Little Pu. Roman. Berlin-Stuttgart-Leipzig. Verlag Axel Junker.

Georg Engel. Der verbotene Rausch. Heitere Novellen. Berlin. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock. Preis geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Anmerkung: Das nächste Heft erscheint der Pfingstfeiertage wegen als Doppelheft am 29. Mai mit 8 Kunstbeilagen.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Eine Fahrt in den nordischen Frühling. Vor den sieghaften Strahlen des immer höher steigenden Tagesgestirns wich des Winters starre Gewalt, die härter und dräuender als in früheren Jahren auf uns gelastet hatte, und freudiger, jauchzender atmet das von drückender Fessel befreite Herz dem Licht entgegen, der Wärme, dem neuen Werden. Da steht in der Brust mächtig die alte Sehnsucht auf nach dem Quell allen Lebens, dem weiten Meer, nach den ragenden Zeugen geheimnisvoller Vergangenheit, den schimmernden Gletschern und blinkenden Firnen des Nordens. Auch hier hat der Frühling mit linder Hand die Bande gelöst, die das drängende junge Leben in Finsternis und grimmen Frost gefangen hielten; brausend in klingendem Siegeslauf stürzen die befreiten Wasser von Bergeshöhen weißgischtig zu Tal. die Wälder erweckend vom Winterschlaf, Segen und Leben spendend den Ansiedelungen der Menschen unten am Fjord. Und wo der Frühling lachend den leichten Fuß gesetzt hat bei seiner Wanderung von Fjeld zu Fjord, sprießt es leuchtend und tausendfarbig auf in jungfräulichem Blühen, lichtes Grün drängt glänzend aus Waldesdunkel hervor der Sonne entgegen und spiegelt seine junge Pracht mit zitternder Freude in den schimmernd blauen Flächen der Seen und Fjorde. Und der Sehnsucht der Menschen nach nordischem Frühling, nach Meereszauber und den lichten Wundernächten an Norwegens herrlicher Küste sind die Wege geebnet. Schon am 17. Juni tritt eines der schönsten Touristenschiffe der **Hamburg-Amerika-Linie,** der Doppelschraubendampfer **„Meteor"** von Hamburg aus seine erste diesjährige Nordlandreise an, die über das romantische Odde zur alten Hansestadt Bergen, und weiter über Gudvangen, Balholmen, Aalesund, Molde und Naes zum tausendjährigen Drontheim führt, der altehrwürdigen nordischen Krönungsstadt, in der die Steine des mächtigen Domes von Wickingerfahrten und den Taten reckenhafter Vorzeithelden predigen. Auch für Ueberlandausflüge in die Gebirgs- und Seenwelt des nahen Innenlandes, zu Gletschern und Wasserfällen ist gesorgt. Eine größere solche Tour führt die „Meteor"-Reisenden z. B. von Bergen über Vossewangen nach dem malerisch in felsumstarrter Landschaft gelegene Touristenhotel Stalheim, von dem aus sich großartige Ausblicke in die wilden Schluchten des Närödals bieten. Diese erste Meteorfahrt dürfte daher allen, die Herz und Auge an nordischer Frühlingsherrlichkeit erfreuen wollen, sehr zu empfehlen sein.

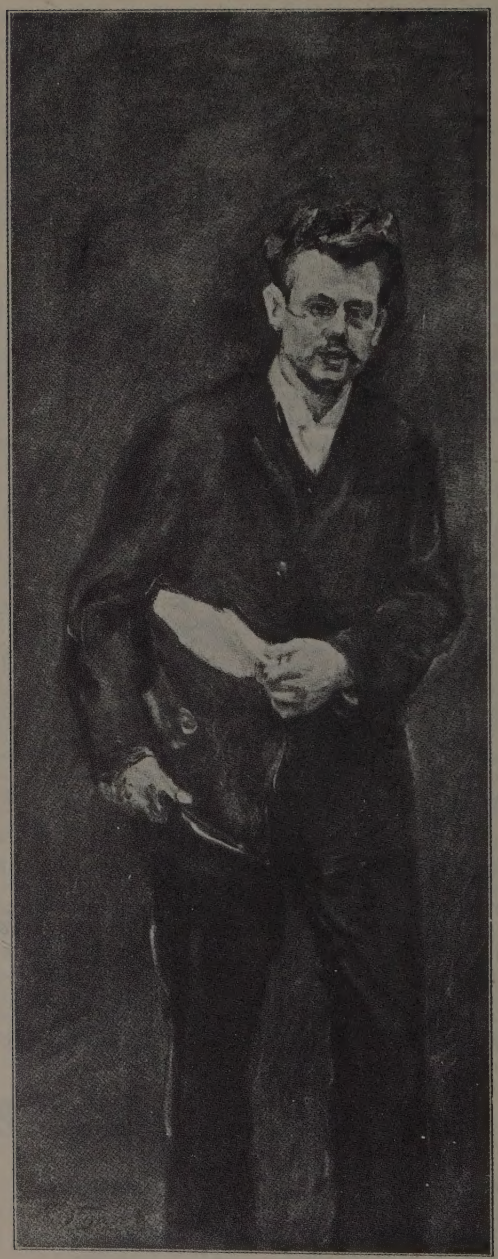
Alle Manuskript- und Büchersendungen
an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.
Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Im Kreise guter Freunde

vergnügt man sich doppelt so gut beim Genuß einer **Salem Aleikum**-Cigarette. Ihr köstlicher Geschmack und ihr edles Aroma sind altbewährte Förderer der Unterhaltung. Salem Aleikum-Cigaretten. Keine Ausstattung, nur Qualität!' Echt mit Firma: Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze", Inh. Hugo Zietz, Dresden. Deutschlands größte Fabrik für Handarbeit-Cigaretten.

Preis: Nr. 3 4 5 6 8 10
3½ 4 5 6 8 10 Pfg. das Stück.



MAX SLEVOGT
/ Aus der Sammlung Ed. Fuchs /

PORTRAIT: EDUARD FUCHS / Ölgemälde /